Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

II

Macaulay's Friedrich der Große.

Mit einem Nachtrag über Carlyle.

Von

Ludwig Häuſſer.

Es ſind volle ſechszehn Jahre, ſeit Macaulay (1842), aus Anlaß von Thomas Campbell's Buch ſeinen Aufſatz über Friedrich den Großen in der Edinburgh Review erſcheinen ließ. Den Ruf eines geiſtvollen Kritikers und Eſſayiſten hatte er ſich ſchon damals erworben, und die Arbeit über Friedrich II. trug in den Augen ſeiner Landsleute dazu bei, denſelben zu erhöhen. Seitdem iſt aus dem Eſſayiſten ein Geſchichtſchreiber erwachſen, dem wie ſelten Einem die populäre Anerkennung in der Heimath und im Ausland zu Theil geworden iſt; ein Liebling der großen gebildeten Leſewelt, dem unſre Zeit keinen gleichen Namen an die Seite ſtellen kann, für Tauſende und aber Tauſende der correcte Ausdruck ihres politiſchen Denkens, gilt er nicht Wenigen als das vollendete Muſter hiſtoriſcher Kunſt, neben welchem die ſchmuckloſe Nüchternheit der Alten faſt unſcheinbar in den Schatten tritt.

Nichts natürlicher, als daß von einem ſo glänzenden literariſchen Namen auch die kleinſten Abfälle geſammelt und der Leſewelt als claſſiſche Stücke dargeboten werden. Neben den eſſayiſtiſchen Cabinetsſtücken über Milton, Machiavell, Pitt, Clive, durch die Macaulay zuerſt ſeinen Ruf begründet hat, iſt auch der Essay über Friedrich den Großen als ebenbürtig anerkannt, in die Sammlung ſeiner kleinen Schriften aufgenommen und in England wie bei uns neu aufge-

legt worden.*) Nicht nur in England ist der Aufsatz so durch unzählige Hände gegangen und hat auf lange hin das historische Urtheil über Friedrich bestimmt, auch in Deutschland ist im Laufe der jüngsten Zeit Macaulay's Friedrich der Große im Original und in Uebersetzung fleißig gelesen und auf die Worte des Meisters vielfach geschworen worden.

Das legt der deutschen Kritik die Pflicht auf, nicht länger zu schweigen über eine Schrift, deren Form und Inhalt gleich ernste Bedenken erweckt. So lange sich der Aufsatz in dem bescheidenen Rahmen einer anonymen Recension hielt, war es begreiflich und zu entschuldigen, daß man ihn in Deutschland ignorirte; er trat nicht mit der Prätension auf, Neues im Stoffe und Musterhaftes in der Form zu geben. Seit er aber unter den classischen Werken eines hochberühmten Autors eine Stelle gefunden und der Verfasser durch den Wiederabdruck erklärt hat, daß er seine Ansicht von 1842 auch heute noch vertrete, da könnte es nur als Zugeständniß gedeutet werden, wenn die Kritik dazu schwiege. Von Zugeständniß kann aber so wenig die Rede sein daß wir uns vielmehr zur entschiedensten Abwehr gedrungen fühlen: zur Abwehr einmal gegen eine historische Darstellungsweise, die wir durchaus nicht für mustergültig, sondern für einen bedenklichen Abweg halten, zur Abwehr gegen eine Auffassung, die das Andenken einer der Größen unsrer Nation auf unverantwortliche Weise verunglimpft. Daß dies nicht zu viel gesagt ist, soll denken wir die eingehende Beurtheilung des Einzelnen darthun.

Das düstere und unerquickliche Bild, das der britische Geschichtschreiber von König Friedrich entwirft, muß doppelt überraschen, weil es aus Macaulay's Feder stammt. Die ätzende Schärfe und Bitterkeit eines taciteischen Griffels liegt ihm sonst fern; eine gewisse Milde und Toleranz der Auffassung, ein gesunder Sinn, der allen Extremen abhold ist, sind mit Recht zu seinen Vorzügen gezählt worden und haben gewiß das Ihrige dazu beigetragen, ihm eine so große populäre Anerkennung zu schaffen. Sein Cromwell und sein Wilhelm III., sein Lord Clive und Warren Hastings verrathen gewiß nicht den strengen und schwarzgalligen Beurtheiler; eher dürfte man bisweilen

*) Zuletzt 1857 in der Tauchnitz'schen „Collection of british autors."

die apologetische Milde bewundern. Und diese Milde tritt um so kennbarer da heraus, wo es sich um nationale Interessen handelt; mit sicherem Tacte hat er überall den Sinn des britischen Volkes getroffen, indem er über Personen und Mittel dann nachsichtig hinwegsieht, wenn die Dinge und ihre Zwecke dazu angethan sind, die Sympathie Altenglands in Anspruch zu nehmen.

Wenn irgend eine Form der Subjectivität in der Geschichtschreibung gestattet ist, so ist es diese; auch die classischen Muster der Alten haben ihr Griechen- und Römerthum nie verleugnet. Wir ehren darum das nationale Gefühl, das „König Oliver den Ersten und leider den Einzigen“ rechtfertigt und preist, weil er inmitten der Revolution und äußeren Gefahr sein Volk zur Macht und Größe hob, allein wir verlangen, daß man auch sonst mit gleichem Maße messe. Wer bei Cromwell und Wilhelm III. die bequeme Moral der Nützlichkeit walten läßt, der darf bei Friedrich nicht den ängstlichen Sittenrichter spielen. Wir haben nichts dagegen, wenn der britische Geschichtschreiber die Männer *seines* Volkes vom Roste der Parteianklagen blank putzt und mit dankbarer Nachsicht das Bedeutende und Verdienstvolle an ihnen hervorhebt, allein das dürfen wir fordern, daß er ihren Glanz nicht erhöhe auf Kosten fremder Größen. Wer so beredt für den Mörder Karls I. plaidiren kann, wer so viel Kunst aufbietet, um den blutigen Flecken von Glencoe vom Namen Wilhelms III. wegzubringen, dem steht es nicht gut an, Friedrich II. wie einen boshaften, menschenfeindlichen Tyrannen grau in grau zu malen.

Doch ist es kaum die nationale Einseitigkeit allein, woraus diese unbillige Vertheilung der historischen Gerechtigkeit entspringt. Vielmehr glauben wir nicht zu irren, wenn wir eben in der eigenthümlichen Weise Macaulay'scher Darstellung, in seiner Manier dürfen wir wohl sagen, eine Quelle jener Unbilligkeit suchen. Das Wesen des britischen Geschichtschreibers ist aus sehr mannigfaltigen und reichen Eigenschaften zusammengesetzt; es klingt in ihm der Poet seiner Jugendtage durch, man hört den parlamentarischen Redner, den Mann der politischen Debatte, den Kunstfreund und Aesthetiker so gut heraus, wie den Journalisten. Das frische Colorit seiner Darstellung, die reiche Fülle von Bildern und Vergleichungen, die plastische Lebendig-

keit seiner Gestalten und der poetische Hauch, der manche Parthie seiner Werke auszeichnet, quillt eben so leicht aus dieser glücklich angelegten Individualität, wie die Ueberladung, die Breite, der Mangel an schlichter Natürlichkeit, woran andere Theile seiner Werke leiden. Der Ton des Essay ist allzusehr Meister geworden über den einfachen und ungesuchten historischen Stil; es wird der anziehenden und amüsanten Form oft sichtbar das Wesen geopfert. Geistreiche Antitheſen und pikante Parallelen häufen sich; um eines momentanen Effectes, oft selbst um einer brillanten Phrase willen sehen wir den Kern der Dinge verrückt, oder es wird bisweilen an Stellen, wo die Macht der Thatsachen am kräftigsten wirken würde, die redneriſche Kunst und das salbungsvolle Pathos überflüssiger Weise angewendet, um auf den Leser einen Eindruck hervorzubringen, der dem streng historischen Zweck geradezu widerstrebt.

Wir wissen wohl, daß die freigebige Bewunderung der großen Lesewelt diese Schattenseiten so warm verehrt wie die unbestrittenen Vorzüge des Geschichtschreibers; aber wir sind dessenungeachtet der festen Ueberzeugung, daß es sehr vom Uebel wäre, wenn diese Art der Darstellung zur allein nachahmungswerthen erhoben würde. Wir zögen die strengen vielleicht oft steifen Linien der alten Schule unbedingt vor, sobald es sich darum handelte, ein Muster daraus zu bilden.

Wir glauben z. B. nicht, daß es guter Geschmack ist, vom ersten preußischen König zu sagen: „er spielte unter den gekrönten Häuptern Europa's eine Figur, ähnlich derjenigen, welche ein Nabob oder ein Commissär, der sich einen Titel gekauft hat, in der Gesellschaft von Peers spielen würde. Ludwig XIV. sah auf ihn ungefähr mit einer Miene herab, wie der Graf im Molièreschen Lustspiel Monsieur Jordan ansieht, als dieser noch ganz berauscht ist von der Mummerei, durch die er zum Edelmann geworden ist.“ Oder wir halten es so wenig für schön, als für wahr, wenn Friedrich Wilhelm I. ein „Bastard von Moloch und Puck“ genannt wird und es von ihm heißt: „seine Liebhaberei für militärische Ordnung wurde zu einer Manie, ähnlich der eines holländischen Bürgermeisters für Tulpen oder eines Mitgliedes des Roxburghe Club für Caxton-Drucke.“ Oder wenn von den Cabinetsräthen Friedrichs II. berichtet wird: „sie mußten das

ganze Jahr arbeiten wie Negersclaven zur Zeit der Zuckerernte — — sie wußten nie, was es hieß zu Mittag essen." Wir wählen diese Beispiele auf's Gerathwohl; sie ließen sich aber aus jedem Bogen der Macaulay'schen Schriften reichlich vervielfältigen. Im Roman und im Lustspiel mögen dergleichen scurrile Wendungen am Platze sein; in der Geschichte sollten sie, von der Wahrheit der Dinge ganz abgesehen, unter allen Umständen keine Stelle finden.

Macaulay selbst hat sich darüber so bündig ausgesprochen, daß wir gern seine Worte citiren. In seinem Aufsatz über Machiavell unterwirft er Montesquieu's Darstellung einer strengen Kritik und bemerkt dabei: „Dunkelheit und Affectation sind die zwei größten Fehler des Stils. Dunkelheit des Ausdrucks entspringt in der Regel aus Verworrenheit der Ideen und derselbe Wunsch, um jeden Preis zu blenden, der in der Manier eines Schriftstellers Affectation erzeugt, wird wahrscheinlich in seinen Raisonnements Sophisterei erzeugen.... Jeder Kunstgriff des Ausdrucks, von der mysteriösen Kürze des Orakels bis zu der Geschwätzigkeit eines Pariser Gecken wird benutzt, um das Trügerische einiger Sätze und die Abgenutztheit anderer zu verbergen."

Die Geschichte Friedrichs II. ist von der seines Vaters nicht zu trennen; die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Machtstellung war dadurch bedingt. So hat denn auch Macaulay das Leben des großen Königs mit einer Charakteristik Friedrich Wilhelms I. eingeleitet. Sie ist die passende Ouverture zum Ganzen. Wenn es möglich war, einen historischen Stoff mit noch üblerem Humor zu behandeln, als ihn der Brite bei Friedrich II. bewiesen hat, so ist dies bei dem Vater und Vorgänger geschehen. Ohnstreitig gehört dessen Persönlichkeit zu den bestverleumdeten der neueren Geschichte. Es ist, als wenn die Literatur für die Geringschätzung, womit der Monarch sie behandelte, sich hätte an ihm rächen wollen. Von den Denkwürdigkeiten der Markgräfin an bis zu Macaulay herab, der diese nicht immer reine Quelle nur zu nachgiebig benützt hat, ist Alles Denkbare geschehen, um diesen historischen Charakter zu einer wunderlichen Caricatur zu verzeichnen. Daß das eine leichte und wohlfeile Sache ist, darüber werden alle Kundigen einer Meinung sein. Man braucht nur seinen Jähzorn, seinen Geiz, seine Härte und die seltsamen Launen

und Liebhabereien, womit er sich trug, zusammenzufassen, das Ganze mit einer Anzahl pikanter Anekdoten auszustaffiren, und die Vogelscheuche ist fertig. Nach diesem Zuschnitt hat Macaulay den König behandelt. Er spricht dem Vater Friedrich's des Großen zwar „einiges Verwaltungstalent“ nicht ab, allein er fügt auch gleich hinzu, im Uebrigen sei sein Charakter von der Art gewesen, wie man ihn bis dahin ausserhalb des Tollhauses nicht gesehen habe. „Alle seine Leidenschaft habe etwas von moralischer und intellectueller Krankheit an sich getragen.“ „Wenn Seine Majestät spazieren ging, so ergriff jedes menschliche Wesen die Flucht vor ihm, als wenn ein Tiger aus einer Menagerie ausgebrochen wäre.“ „Sein Palais war die Hölle, er selbst der schlimmste der Teufel, ein Bastard von Moloch und Puck.“ „Das Geschäft des Lebens bestand nach ihm darin, sich zu placken und placken zu lassen. Die Erholungen, die sich für einen Fürsten schickten, bestanden darin, in einer Wolke von Tabaksqualm zu sitzen, zwischen den Zügen der Pfeife schwedisch Bier zu schlürfen, Tocadille die Parthie zu sechs Dreier zu spielen, wilde Schweine abzufangen und Rebhühner zu Tausenden zu schießen.“

Pikant mag Manchen eine solche Schilderung sein; wahr und historisch ist sie nicht. Ein solches Zerrbild läßt vor Allem unerklärt, wo denn die historische Bedeutung dieses Fürsten lag, welcher der hart behandelte Sohn selbst ein so ausdrucksvolles Gedächtniß gewidmet hat. Daß er es war, der Friedrichs Vorarbeit schaffte, daß ohne ihn der große König nie geworden wäre, was er war, daß dieser Monarch mit dem großen Kurfürsten und mit Friedrich II. das Dreigestirn der Gründer von Preußens Größe bildet, das darf nachgerade als ein allgemein zugestandener Gemeinplatz gelten — der aber, wenn Macaulay's Schilderung zuträfe, ein völliges Räthsel bliebe.

Es ist eines der ersten Gesetze aller historischen Schilderung, daß man jede Persönlichkeit in ihrer Zeit fasse. Macaulay selbst hat einen vielbewunderten Essay über Machiavell geschrieben, der sich von Anfang bis zu Ende vorzugsweise um den Gedanken bewegt, daß der florentinische Staatsmann und seine Schriften lediglich im Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren herrschenden Ansichten richtig gewürdigt werden können. Der allein, bemerkt der Autor bei diesem

Anlaß, der allein liest die Geschichte recht, der beobachtet, von wie großem Einfluße die Umstände auf die Gefühle und Ansichten der Menschen sind, und der so das, was zufällig und vorübergehend in der menschlichen Natur ist, von dem, was wesentlich und unveränderlich ist, unterscheiden lernt.

Schon diese Betrachtung hätte Macaulay abhalten müssen, die Carricatur Friedrichs Wilhelms I., die vornehmlich von Voltaire und der Markgräfin stammt, noch einmal aufzuwärmen; er hätte im ersten besten deutschen Buch eine richtigere historische Auffassung finden können. In der Zeit, der Friedrich Wilhelm angehörte, war die feinere geistige Bildung und die tüchtige Sitte durch eine weite Kluft getrennt; sie schienen sich fast wie Gegensätze einander gegenüber zu stehen. Aeussere Bildung und gesellschaftlicher Schliff war zu Versailles und an allen darnach geformten Höfen heimisch; aber diese Politur verdeckte kaum die sittliche Verwilderung, die schon den ganzen Organismus der herrschenden Gesellschaft ergriffen hatte. Derbe altväterische Sitte, Strenge gegen sich selbst und gegen Andere, hausgebackene Moral und ungezwungene Natürlichkeit war selten geworden, aber sie existirte noch, allerdings in roher, ungeschlachter Hülle, nichts weniger als liebenswürdig, in der Regel mit der starren Herbheit und Brutalität verbunden, die nach dem dreißigjährigen Kriege der Grundzug der unverdorbenen Kreise unserer Gesellschaft war. Für jene erste Form des Lebens, die von Versailles ausgegangen war, haben wir unter den Fürsten jener Tage nur zu viele Repräsentanten; die zweite Richtung ist am bedeutendsten durch Friedrich Wilhelm I. vertreten. In der Folie der Auguste, Max Emanuel, Everhard Ludwig, Karl Philipp e tutti quanti, (auch die ersten britischen George mit eingerechnet), muß Friedrich Wilhelm gewürdigt werden und ist er auch bei uns in der Regel gewürdigt worden. Es ist wahr, er prügelte, er war in seinem Jähzorn furchtbar und unbändig, er gab manchen Thaler aus für seine »langen Kerle«, er rauchte gern Tabak und trank dazu sein Ducksteiner Bier, führte übrigens eine schlechte Tafel und war knauserig bis zum Geiz — aber er vergeudete nicht den Wohlstand des Landes in despotischen Launen, er vergiftete nicht die öffentliche Sitte mit dem übeln Beispiel des Maitressenthums und der Serailregierung, es war ihm jener gottvergessene

pharaonische Uebermuth des Nachwuchses von Ludwig XIV fremd, er feierte nicht Maskeraden und Ringelrennen, wo das Volk Hungers starb, er hing nicht den Wohlstand einer Generation an einen einzigen prahlerischen Festzug, er gab nicht das öffentliche Aergerniß zahlloser fürstlicher Bastarde und blutschänderischer Greuel, wie sein brillanter, geistreicher und liebenswürdiger Nachbar in Sachsen. Der hat freilich nie auf der Straße mit dem Stock handthiert, nie im Zorn seine Kinder an den Haaren gefaßt, nie so unschmackhaften Kohl auf seiner fürstlichen Tafel gehabt, dort trug Alles ein fast mediceisches Gepräge; nur hat er ein reiches Land arm, ein angesehenes Fürstenthum klein gemacht, wo sein barbarischer Nachbar mit bescheidenen Mitteln ein tüchtiges Staatswesen und ein stahlhartes, kerniges Volk großzog. Dem Himmel sei Dank, daß wir für all die Auguste, George, Eberhard Ludwig — wenigstens einen Friedrich Wilhelm gehabt haben; die Schale war rauh und stachelig, aber der gute Kern unseres Volksthums blieb in ihr unberührt.

Es hätte sich einem Geschichtschreiber wohl geziemt, an dieß Verhältniß zu erinnern, denn daran hängt ein Theil der Bedeutung Preußens und der Größe Friedrichs II. Wie diese Größe emporwuchs, wird einem Jeden unbegreiflich sein, der König Friedrich Wilhelm nur aus Macaulay's burlesker Schilderung kennt. Denn das Bild, das der Brite entwirft, ist nicht nur Schatten ohne Licht, es ist auch durchweg verfehlt, weil es die ganze Natur des Königs verkennt. Nach dem britischen Geschichtschreiber war Friedrich Wilhelm boshaft und schadenfroh, aus Liebhaberei grausam, kurz ein Ungethüm, das zur Strafe der Menschen geboren war. In Wahrheit liegen aber die Fehler jenes Fürsten ganz wo anders. Jähzorn und Eigensinn war die häufigste Quelle seiner Verirrungen, es fehlte ihm alle edlere Cultur und geistige Zucht, der autokratische Dünkel des Fürstenthums jener Tage hatte auch ihn ergriffen und das feinere Rechtsgefühl in ihm zerstört. Allein derselbe Mann, der so streng gegen andere war, war es auch gegen sich selbst; an Pflichtgefühl und an Eifer für das Gesammtwohl hat ihn keiner seiner Zeitgenossen auf dem Thron erreicht. Er war redlich, wahr und kerndeutsch; er war keiner der Niedrigkeiten fähig, von denen die große und kleine Politik jener Tage erfüllt ist. So gelang es dem rauhen, spartani-

schen Zuchtmeister, in einem kleinen Lande ein gesundes Staatswesen aufzurichten, in einer Zeit, wo die mächtigsten Staaten Europa's in Agonie oder Verderbtheit dem Untergang entgegen gingen. Sein Heer, seine Finanzen und seine Verwaltung, der Anbau des Landes und die Tausende von fleißigen Colonisten, die er herbeizog, das Aufblühen von Handel und Gewerbe, das in Zucht, Sparsamkeit und unverbrauchter Kraft herangewachsene Volk, sind fürwahr Denkmale seines Wirkens genug, um ihm ein Recht auf historische Würdigung zu schaffen. Das hätte Macaulay von Friedrich dem Großen lernen können; der Sohn, der vielleicht einiges Recht hatte, die Härte des Vaters zu beklagen, hat ihn am Schluße seiner brandenburgischen Denkwürdigkeiten in wenigen klassischen Sätzen als Staatsmann und Regenten gewürdigt und seiner häuslichen Dinge nur in den Worten gedacht: on doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d'un tel père.

Nach diesen Proben kann es nicht überraschen, wenn Macaulay von Friedrich's Jugend und seinem Verhältniß zum Vater ein ebenso ungenügendes wie schiefes Bild entwirft. Die bekannten Scenen werden in der anekdotenhaften und karrikirenden Manier, die das Ganze durchzieht, möglichst grell zusammengefaßt, über seine literarische Jugendthätigkeit, seine Bildung und seinen Briefwechsel mit Voltaire ziemlich breit verhandelt und bei Gelegenheit des Antimachiavell die Kraftsentenz hinzugefügt: „es sei eine erbauliche Abhandlung gegen Raubgier, Treulosigkeit, Willkürherrschaft, ungerechten Krieg, kurz gegen fast alle die Dinge, durch welche der Autor im Gedächtniß der Menschen fortlebe."

Den ganzen psychologischen Conflict zwischen Vater und Sohn läßt die Darstellung unerörtert; wie dieser Conflict entstand, wie er sich löste, und wie in der schweren Probe dieser Lehrjahre aus dem Kronprinzen der künftige König erwuchs, ein König, dessen werdende Größe der Vater selbst in seinen letzten Lebensstunden mit innerer Befriedigung erkannte, von dem Allem läßt uns Macaulay auch nicht einmal etwas ahnen, während er doch selbst in der gedrängten Skizze Raum genug findet, allerlei literarische Quisquilien auszukramen oder ein Paar Anekdoten über Friedrichs schlechtes Latein aufzutischen, und

uns zu erzählen, „daß er so unermüdlich Prosa und Verse schrieb, als ob er ein hungriger Miethschreibent für Cave oder Osborn gewesen wäre.“

Es ist gewiß, die Erziehung, die Friedrich Wilhelm seinen Kindern gab, vergriff sich bei aller guten Absicht in der Wahl der Mittel. Was Martin Luther von seinen Eltern sagt: „Sie meinten's herzlich gut, wußten aber die Ingenia nicht zu unterscheiden, wornach die Züchtigungen zu bemessen sind,“ das galt auch von dem Vater Friedrichs des Großen. In den Anordnungen, die er für seinen Erstgebornen gab, z. B. von 1721, erkennt man allerdings die guten Seiten seines Wesens: die schlichte Einfachheit, den haushälterischen Geist, den Sinn für Pünktlichkeit, Zucht und Ordnung. Es ist die altväterische Weise, die auch in ihrer Uebertreibung ehrenwerther war, als die höfische Dressur nach Versailler Mustern. Aber es herrscht darin eine gewisse Enge und Unfreiheit, die jedem nicht gewöhnlichen Geist zur Qual werden mußte. Der strenge königliche Herr will seinem Thronerben von der Wiege an dasselbe Gepräge von Ordnung, Soldatengeist, Sparsamkeit und Religiosität aufdrücken, das ihm selber als die rechte Art des Mannes erschien. Als Kind schon mußte er sich mit einer Compagnie Cadetten befassen, seine Spielwerke waren Zeughaus und Festungen, seine zarte Jugend und Constitution ersparte ihm nicht die unerwünschte Pflicht, den Vater auf Jagden und Revuen zu begleiten. Für einen feinen, regsamen und aufstrebenden Geist war das die zureichende Beschäftigung nicht. Oder sollte er sich besonders angezogen fühlen von einer Religionslehre, die seinen Kopf mit schwerem dogmatischem Ballast erfüllte, die ihn *zur Strafe* Psalmen und Katechismus memoriren ließ? Des Prinzen feinere und vornehmere Natur begehrte nach Genuß, nach erfrischendem Umgang, nach geistiger Anregung; die Paraden und das Exerciren, Dinge, die der Vater mit einer Art von Andacht behandelte, langweilten ihn, die Vergnügungen der Jagd und die Späße des Tabakscollegiums waren ihm zuwider.

So bildete sich früh ein Mißverhältniß, das schon in den Knabenjahren Friedrichs deutlich genug hervorbricht. An Eigensinn war der Sohn dem Vater nicht unähnlich; der Vater zeigte sich leidenschaftlich und hart, der Sohn war eingeschüchtert und gewann es

nicht über sich, dem Vater mit dem kindlich offenen Vertrauen entgegenzukommen, für das Friedrich Wilhelm bei allem Jähzorn und Schroffheit doch viel empfänglicher war, als die Seinen glaubten. Ueberhaupt hatte Friedrich Wilhelm mehr von dem altväterischen Familiensinn, als man damals im eignen Haus und später in der Welt hat anerkennen wollen. Auch leitete ihn sein Instinct nicht ganz unrichtig, wenn er den Argwohn hatte, seine Kinder wollten die verhaßte französische Art und Sitte ihm ins Haus verpflanzen. Er zog die Schranken doppelt dicht und fest, weil er sah, daß er an der Frau, am Sohne und an der Tochter keine Stützen hatte. Gewiß ist durch sein Verfahren mancher zarte Keim erdrückt und seinem Sohne die Jugend viel verbittert worden. Allein, wer wollte sagen, daß das Walten des königlichen Zuchtmeisters so ganz ohne gute Frucht gewesen? Friedrichs Natur war von Hause aus weich und hatte einen stark sinnlichen Zug; seine Form der Bildung näherte ihn den Franzosen, seine Sitte neigte zur zwanglosen Ungebundenheit. Es war eine Persönlichkeit, die zum Größten angelegt, aber auch Verirrungen sehr ausgesetzt und in jedem Falle noch sehr bestimmbar war. Daß in dies Leben Zucht, Strenge und Ernst hereinkam, war für den künftigen Herrscher kein Unheil, auch wenn der Weg durch schwere Prüfungen hindurchging.

Aus der Correspondenz zwischen Vater und Sohn läßt sich das Zerwürfniß früh genug erkennen. Die Briefe des sechszehnjährigen Prinzen klingen gedrückt und eingeschüchtert; und schlimmer als dieß, es fehlt ihnen die kindliche Aufrichtigkeit. Seine Worte sprechen Reue und Gehorsam aus, aber es läßt sich wohl herausfühlen, daß diese Empfindungen nur unfreiwillige sind.*) Die Aeusserungen des Vaters sind interessant, weil sie, wiewol einseitig und befangen, doch das Wesen des Zwiespalts berühren. „Sein eigensinniger, böser Kopf," das ist die erste Klage, womit Friedrich Wilhelm das scheinbar reuige Bekenntniß des Sohnes erwiedert. Wenn man, meint er, seinen Vater liebt, so thut man was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. „Zum andern weiß er wohl, daß

*) S. die Briefe vom Sept. 1728. In den Oeuvres de Frédéric (Berlin 1846—1857) T. XXVII. 3. 9. ff.

ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, und nicht populär und affable ist und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit der Force angehalten.“

Es war das in dem Jahre, wo die famöse Reise nach Dresden gemacht worden war. Friedrich Wilhelm hatte darüber kurz und bündig geschrieben: „Ich gehe nach Hause fatiguiret von alle guhte Tage und wohlleben; ist gewiß nit kristlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“ Der Kronprinz konnte bekanntlich das nicht von sich sagen; er fiel in Verirrungen, die in seinem Alter und seiner Zeit nicht eben selten waren, die nur Friedrich Wilhelm viel ernster nahm, als es die Sitte seiner Zeit zu nehmen gewohnt war. Für ihn lag nun ernster Stoff zur Klage vor und sein hitziges Temperament ließ ihn leicht auch die harmloseren Dinge bedenklicher beurtheilen, als sie es verdienten. Wenn er den Sohn im Buchladen statt auf der Parade und dem Exercierplatz fand, wenn Friedrich lieber französische Bücher las und Flöte spielte als auf die Jagd ging, oder wenn er das Theater dem Tabakscollegium vorzog, so war das für Friedrich Wilhelm ein Stoff zu ernster Sorge; es war nicht despotische Laune, was ihn unmuthig machte, wohl aber die Furcht: seinem Staate einen „effeminirten Kerl“ als Nachfolger zu hinterlassen. Er irrte sich darin, aber seine Unruhe entsprang aus dem stärksten Gefühle seiner Pflicht und Herrscherstellung. In seinem Munde war es ein bitterer Vorwurf, wenn er sagte: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet,“ denn er meinte, ein König habe andere Pflichten als dergleichen brodlose ästhetische Spielereien. „Er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben,“ sagte er ein andermal. Und warum sollte der strenge rastlose Mann nicht besorgt werden, der seinem Lande eine treffliche

Verwaltung, eine tüchtige Armee und eine gefüllte Staatscasse verschafft, warum sollte er nicht besorgt werden, wenn er zu dem Allem, was ihm die höchste Aufgabe des Lebens und Herrschens war, den Sohn weder Neigung noch Beruf hinzubringen, wohl aber die Zeit in Künsten, die ihm leer und nichtig dünkten, vergeuden sah? Diese wehmüthige Besorgtheit spricht aus hundert Aeusserungen des Königs hervor, ein Zug seines Wesens, von dem die journalistischen Anekdotensammler, die sein Andenken schmähen, auch keine Ahnung haben.

Friedrich Wilhelm täuschte sich; er wollte nicht einsehen, daß es noch eine andere Welt gebe, als den Exercirplatz und die Kanzlei, er hatte kein Verständniß für die feinere geistige Art seines Sohnes, er sah auch da, wo sich nur einer berechtigtes Gefühl der Nichtbefriedigung regte, nichts als Leichtsinn und Frivolität. Allein auch der Kronprinz irrte sich damals; er wollte lange nicht einsehen, was er später vollkommen begriff, welch guter Kern des Mannes und Herrschers in der rauhen Hülle des Vaters versteckt war. Und doch ergänzte eine Natur die andere. Preußen wäre nie geworden, was es ward, wenn nicht Friedrich den starren Ordnungen seines Vaters Geist und Leben eingehaucht hätte, aber auch Friedrich wäre nicht geworden, was er ward, ohne das Capital, das ihm Friedrich Wilhelm erwarb und ohne die straffe Zucht und den ernsten Sinn, den der strenge Vater in dem weichen, sinnlichen Jüngling heranzog.

Bis es freilich zu dieser Erkenntniß auf beiden Seiten kam, gingen sehr herbe Prüfungen voraus. Die peinlichste war die Katastrophe von 1730, die Flucht des Kronprinzen, ihr Mislingen und die harte Züchtigung, die folgte. Wer sich das persönliche Verhältniß Friedrich's zum Vater vergegenwärtigt, die blinde Leidenschaft auf der einen und den Mangel an kindlichem Vertrauen auf der andern Seite, wer den Einfluß böser Zwischenträger, wie die Seckendorf und Grumbkow waren, das Einmischen der Frauen vom Hofe und die dienstfertige Bereitwilligkeit leichtsinniger Gesellen hinzurechnet, dem wird der verzweifelte Entschluß des Prinzen wohl begreiflich, aber nie gerechtfertigt erscheinen. Daß der Vater den Fall aufs strengste beurtheilte, daß ihm der „Deserteur" seine Stellung als Soldat und als Thronfolger verwirkt zu haben schien, das war eine einfache Consequenz seiner Denk- und Anschauungsweise. Man

kann den Prinzen in diesem fürchterlichen Conflicte tief beklagen und doch ein lebhaftes Mitgefühl mit dem unglücklichen Monarchen haben, dessen Vorstellungen von kindlicher und Unterthanenpflicht aufs empörendste verletzt sind, und zwar durch den, der durch die Geburt dazu berufen war, die mühevolle Arbeit des Vaters auszubauen. Das war ein vollkommen tragischer Conflict; wir hätten nicht den Muth, den König darum, wie Macaulay thut, als einen tollen Narren zu schildern und seine Aeusserungen „half crazy" zu nennen.

Die Kenntniß der einzelnen Vorgänge von 1730, die zu wiederholen hier nicht der Ort ist, ist allerdings bei Macaulay so mangelhaft, daß man eine zutreffende Beurtheilung nicht erwarten kann. Tischt er uns doch noch das alte Geschichtchen auf, das dann noch ein paarmal später verwerthet wird, daß es die diplomatische Fürsprache namentlich Oesterreichs gewesen sei, die Friedrich damals das Leben gerettet habe. Er braucht freilich diesen Effect, um seine Darstellung der Ereignisse von 1740, ein wahres Prachtstück sentimentaler Romantik, wirksamer auszustatten. Allein er hätte aus Preuß und aus andern Büchern erfahren können, daß ganz andere Dinge bei Friedrichs Schicksal mitspielten, als die diplomatische Verwendung und daß, wenn irgend etwas dem Zorn des Königs hemmend in den Weg trat, es die unerschreckene Pflichttreue der Offiziere war, die sich zu keinem Schreckensgericht über den Thronfolger gebrauchen ließen. Schon vorher hatte der wackere General von Mosel bei einem Wuthausbruch Friedrich Wilhelms in Wesel geäußert: „Durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes." Bei dem Gericht sagte Buddenbrock: „Wenn E. M. Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Das sind Züge, die zwar für den beabsichtigten Effect nicht taugen, die aber gleichwol der Aufbewahrung werth sind, denn sie zeigen, daß unter der harten Disciplin des königlichen Zuchtmeisters noch Charaktere gediehen und daß in dem so despotisch geleiteten Staate doch Raum war für Männer.

Es folgte nach der Begnadigung des Kronprinzen die äußere Versöhnung mit dem Vater; Friedrich legte sein Bekenntniß der Reue ab, fügte sich den Anordnungen des Königs und der von ihm vor-

geschriebenen Lebensweise, dafür ward ihm denn jene mildere Haft in Küstrin, die mit den vorangegangenen schweren Tagen verglichen fast wie Freiheit erschien. Aber eine bittere Empfindung blieb zurück, die er vielleicht sein Leben lang nicht überwunden hat. So furchtbare Ereignisse mußten in einer empfänglichen und reizbaren Seele tiefe Narben zurücklassen; ich habe meine Jugend meinem Vater geopfert, schreibt er fast dreißig Jahre später in einer der trübsten Stunden seines Lebens, und er hätte in der That der steinharte, empfindungslose Mensch sein müssen, als den ihn die triviale Betrachtung bisweilen schildert, wenn es anders gewesen wäre. Der Schmelz und die Freudigkeit seiner Jugend war dahin, ohne daß er dafür ein innigeres Verhältniß zum Vater gewonnen hätte.

Denn die Versöhnung war nur äußerlich. Friedrich beugte sich, aber er knirschte im Stillen; er schrieb devote Briefe an den Vater, allein die Ergießungen an seine Schwester beweisen, wie viel Ueberwindung ihm das kostete.*) Diese erzwungene Zurückhaltung und Duplicität war nicht der kleinste Nachtheil, den die Katastrophe zurückließ. Friedrich Wilhelm war indessen scharfsichtig genug, um der äußern Umkehr nicht zu rasch zu vertrauen. Seine Briefe sind streng und hart, enthalten aber viel Wahres. „Wollte Gott, schreibt er im Mai 1731, Ihr hättet meinem väterlichen Rath und Willen von Jugend auf gefolgt, so wäret Ihr nicht in solch Unglück verfallen; denn die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden" — — „Wenn Ihr Euch gleich nicht bekehret, nur wenn Ihr zu eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, Euer Gewissen Euch immer überzeugen wird, daß alle meine Vermahnungen, die ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele, vor der coquetten Welt, für meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind."

Wohl mehr um dem Vater zu gefallen, als aus freiwilliger Neigung bat Friedrich (Aug. 1731) um seine militärische Wiederherstel-

*) S. u. a. Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. 3.

lung; „machen Sie mich, ſchrieb er, zu was in der Welt Sie wollen, ich werde mit Allem zufrieden und vergnügt ſein, wenn es nur Soldat iſt.“ Aber Friedrich Wilhelm traut noch nicht recht. „Ich glaube, erwiedert er, daß Dir dieſes nicht recht von Herzen gehe und Du mir nur flattiren wolleſt, da Du doch wiſſeſt, was ich vom flattiren halte.“ Man ſieht, er iſt dem Sohne um einen Schritt näher gekommen, er nennt ihn wieder Du, allein das alte Mißtrauen, daß der Sohn ein Weichling ſei und wälſche Sitte liebe, iſt noch immer nicht überwunden. Ein Soldat, meint er, müſſe eine Inclination haben zu Allem, was männlich und nicht zu dem, was weibiſch ſei; er dürfe ſich nicht ſchonen, ſondern müſſe ſich ſogleich exponiren, wenn es Occaſionen gebe, ſich zu zeigen; er dürfe weder nach Kälte noch nach Hitze, noch nach Hunger und Durſt fragen. „Du aber, fährt er fort, haſt in allen Stücken gegen mich einen Abſcheu davor gezeigt und wenn es auf Jagden, Reiſen und andere Occaſionen angekommen, haſt du allzeit geſuchet dich zu ſchonen und lieber ein franzöſiſches Buch, des bons mots oder ein Komödienbuch, oder das Flötenſpiel geſuchet, als den Dienſt oder Fatiguen.“ Er wiederholt darum ſeinen Zweifel, ob es Friedrich Ernſt ſei mit der Soldatenneigung. „Aber was gilt es — fragt er — wenn ich Dir recht dein Herz kitzelte, wenn Ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Muſiquebüchern, ingleichen eine ganze Bande Comödianten und ein großes Orcheſter kommen ließe, wenn ich lauter Franzoſen und Franzöſinnen, auch ein Paar Dutzend Tanzmeiſter nebſt einem Dutzend petits maîtres verſchriebe und ein großes Theater bauen ließe; ſo würde dir dieſes gewiß beſſer gefallen, als eine Compagnie Grenadiers, denn die Grenadiers ſind doch nach deiner Meinung nur Canailles, aber ein petit maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Muſiquechen und Komödiantchen, das ſcheint was Nobleres, das iſt was Königliches, das iſt digne d'un prince.“ . . . . „Ich werde erſt zuſehen, ob du ein guter Wirth werden wirſt und ob du mit deinem eignen Geld nicht mehr ſo liederlich umgehen wirſt, als du vordem gethan; denn ein Soldat, der kein Wirth iſt, und mit dem Gelde nicht auskommen kann, ſondern nichts ſparet und Schulden machet, dieſes iſt ein recht unnützer Soldat.“

Gewiß hat der Sieger von Leuthen und Roßbach dieſe Vor-

würfe später zu Schanden gemacht und ein in modernen Zeiten unübertroffenes Exempel aufgestellt,

quid virtus et quid patientia possit —

allein die Aeusserungen des Königs sind doch auch jetzt noch von Interesse; denn sie berühren die wesentlichste Quelle des Misverständnisses zwischen Vater und Sohn. Und wer wollte sagen, daß die Wirkung väterlicher Zucht ganz bedeutungslos gewesen wäre für die Stählung des künftigen Helden?

Denn wie Vieles auch verkehrt und übel berechnet in Friedrichs Erziehung gewesen sein mochte, der Vater bildete mit seiner nüchternen Prosa doch überall ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das Dichten, das Spielen und Tändeln, wozu Friedrich wie die ganze französische Schule des Lebens unverkennbar neigte. Anmuthig und geistreich sind z. B. gewiß die Briefe, die damals Friedrich an Frau von Wreech, oder an seine Schwester, oder später an Voltaire schrieb, aber das können wir uns dabei doch nicht denken, daß aus solcher Schule der Held und Monarch seines Jahrhunderts hervorgehen mußte. Wir begreifen daher wohl Friedrich Wilhelm, der den Sohn vor allem zu ernster, trockener Arbeit heranziehen wollte und der darum Jegliches als verdächtig ansah, was von Poesie, Theater und Flötenspiel nur eine entfernte Witterung zeigte. Daß es Friedrich anfangs schwer geworden ist, der prosaischen Anleitung des Vaters zu folgen, geht aus seinen vertraulichen Aeusserungen unwidersprechlich hervor; um so wohlthätiger war es aber für ihn, daß er schon um des Vaters gute Laune zu erhalten, sich mit den ihm fremden Dingen beschäftigen mußte; die Zeit kam, wo er es freiwillig that. Daß ein Geist wie der seine, das, was er einmal ergriffen hatte, im ernsten und großen Stil treiben würde, ließ sich erwarten; die Gefahr war nur, daß er dem Zug der Kreise, dem seine Bildung angehörte, zu bereitwillig folgen und vor lauter esprit und geistiger Gourmandise zum Ernste des Lebens nicht gelangen würde.

Des strengen Vaters Miene fängt erst dann an sich etwas aufzuhellen, als Friedrich den ihm vorgeschriebenen ökonomischen Beschäftigungen mit einem selbstthätigen Interesse nachzugehen beginnt. Im Dezember 1731 sandte der Kronprinz seinem Vater einen Vorschlag zu einer einfachen und einleuchtenden Verbesserung der Hof-

dienste; Friedrich Wilhelm antwortet ihm ohne Säumen. Zum erstenmal ist er mit dem, was sein Sohn anordnen will, „sehr content"; „wenn Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihrer Dienste angeführet von Euch alleine beobachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Landwirthschaft gekommen." Seit dieser Zeit ändert sich der Ton in den Briefen des Königs; mit jedem neuen Zeichen kindlichen Gehorsams schmilzt die Rinde, die sich um das Herz des Vaters gelegt, sichtbarer, und seine Aeusserungen tragen das Gepräge von Herzlichkeit und Wohlwollen,*) das aller unbändigen Leidenschaft ohnerachtet in Friedrich Wilhelm's Wesen lag.

Da drohte der Plan der Verheirathung des Kronprinzen Alles zu verderben. Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Sache unter dem Gesichtspunkt altfränkischer elterlicher Zucht; er sah nichts dabei, daß er dem Sohne die Gemahlin aussuchte, er wollte es vielmehr wie ein Zeichen des Wohlwollens angesehen wissen, daß er durch diesen Act die bürgerliche Rehabilitation des Thronerben vollendete. Die gewählte Prinzessin besaß vortreffliche Eigenschaften, das genügte nach seiner Ansicht zu einer vollendeten Ehe. „Ihr könnt wohl persuadiret sein, schreibt er dem Sohne, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein."

Das war gewiß recht gut gemeint; daß er dabei selber nur von unsichtbaren Fäden geleitet war und einer ihm fremden politischen Intrigue diente, ahnte der arglose König nicht. Davon hatte er aber nach seiner Weltansicht keine Vorstellung, daß es gerade bei einer Persönlichkeit wie der des Kronprinzen ein höchst bedenklicher Schritt sei, eine Frau zu octroyiren und daß auch die fleckenloseste Ehrbarkeit nicht genügte, hier ein gesundes, innerliches Verhältniß herzustellen. Eine so reizbare und leidenschaftliche Natur, wie die Friedrich's war, in diesen jungen Tagen voll Wärme des Gefühls und selbst nach den schwersten Schicksalsprüfungen noch den weichen menschlichen Empfindungen unterworfen, die der Tod einer Mutter, eines Freundes,

*) S. z. B. den Brief in den oeuvres de Fréderic. XXVII. 3. 45.

einer Schwester zu erwecken pflegt, eine solche Natur brauchte etwas mehr, als eine Prinzessin, die „wohl erzogen, modest und eingezogen war;“ hier Zwang üben, hieß ein Lebensglück zerstören, das zum Größten angelegt war. Wie Friedrich selbst damals an seine Schwester die Markgräfin schrieb: mon coeur ne se laisse point forcer; quand il aime, il aime sincèrement, et quand il n'aime pas, il ne se saurait contraindre. Es ist denn auch in Friedrich's ganzem Leben nichts Trüberes, als diese selbstgewählte Vereinsamung in seinem Hause; was er an Freunden und Unterhaltern sich suchte, um die Lücke zu decken, war meist mehr dazu angethan, sie nur schmerzlicher empfinden zu lassen. Für ihn selbst, für die Sitte der Zeit und für die Tage nach ihm ist dieser bittere Riß in seinem Leben verhängnißvoller geworden, als die Meisten damals ahnten. Und am wenigsten sind die Urheber ihres Werkes froh geworden; Friedrich Wilhelm schuf mit der Heirath den bürgerlich ehrbaren Hausstand nicht, der sein Ideal war, und die Seckendorf und Grumbkow erreichten alles andere eher, als die engere Verknüpfung mit dem kaiserlichen Hofe, in welche sie den künftigen Regenten zu verstricken dachten.

Die Zeit der erzwungenen Heirath war der letzte Moment, wo noch ein gewaltsamer Bruch zwischen Vater und Sohn gedroht hat. Friedrich's Briefe wenigstens zeugen von größter Aufregung und lassen eine Katastrophe fürchten. Wie wenig noch die innere Verständigung Beider vorgeschritten war, ist in sehr unerfreulichen Zügen zu erkennen. Der Kronprinz schüttet gegen Alle sein Herz aus, nur gegen den Vater nicht; selbst Grumbkow gehört zu seinen Vertrauten, nur Friedrich Wilhelm tritt er nicht mit der Offenheit entgegen, die dem Sohne und Manne geziemt hätte. Freilich war der Vater hier nicht ohne Schuld; er ließ den Zwischenträgern viel zu viel Einfluß, den diese natürlich dazu nützten, Beide auseinander zu halten. Seine Kargheit brachte den Kronprinzen in pecuniäre Verlegenheiten, die dann wieder nur den Intriguanten zu Gute kamen. Zwar täuschte sich die österreichische Politik, wenn sie aus den Anlehen, die Friedrich bei Seckendorf machte, vielleicht die Hoffnung schöpfte, dereinst den Sohn wie den Vater zu leiten, indessen das mindert die peinliche Widerwärtigkeit des Verhältnisses nicht. Wie tief vielmehr der innere

Groll in dem Prinzen wurmte, das ergibt sich aus den Briefen, die er im Herbst 1734 und im Sommer des folgenden Jahres, bei der schweren Erkrankung des Königs schrieb; sie zeigen fast ohne Ausnahme ein völliges Erkalten aller kindlichen Empfindung und gehören zum Härtesten, was Friedrich je gesprochen oder geschrieben hat*). Wie verdüstert mußte freilich die Stimmung sein, wenn ein vier und zwanzigjähriger Prinz so denken konnte, wie er im Anfang des Jahres 1736 an Camas schrieb: „es ist eine harte Schule, die der Widerwärtigkeiten; ich bin dazu so zu sagen geboren und erzogen. Das zieht Einen von der Welt ab und läßt die Leerheit und Unbeständigkeit ihrer Dinge erkennen. Für einen Menschen meines Alters sind das freilich unangenehme Betrachtungen; das Fleisch widerstrebt ihnen. Das Temperament, das mich naturgemäß zur Freude hinzieht, ist wie ein verrenktes Glied, das sich vergebens bestrebt, seine gewöhnlichen Functionen vorzunehmen.“

Eine Erleichterung hatte ihm indessen die Vermählung gebracht; sie löste ihn aus sehr gebundenen äusseren Verhältnissen, insofern der Vater ihm nun etwas reichere Mittel gab und ihn wenigstens so ausstattete, wie es nach seinen Begriffen die Stellung eines Kronprinzen von Preußen gebot. Friedrich konnte mehr seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, Freunde und geistreiche Gesellschafter an sich heranziehen und in Rheinsberg sich ein Asyl für Alles das gründen, was des Vaters Gebot seit Jahren geächtet hatte. Mein Haus, schrieb er darüber an Suhm, ist in Wahrheit kein Ort, wo man sich mit Geräusch unterhalten kann; aber ist die Ruhe, die Stille und das Studium nicht den rauschenden Vergnügungen der Welt vorzuziehen? Ich habe niemals so glückliche Tage verlebt wie hier. Und noch später in den Tagen seines Glanzes äusserte er: ich hatte damals meine kleinen Freuden und meine kleinen Widerwärtigkeiten; aber ich schiffte auf stillem Wasser.

Seine geistige Arbeit in dieser Zeit, wie sie in poetischen Ergüssen, in einzelnen prosaischen Aufsätzen und namentlich in seinen Briefen vor uns liegt, ist von höchstem Interesse; diese Zeugnisse geben das reichste Material für die psychologische Würdigung des

*) S. Oeuvres XXVII. 1. 19. ff.

Mannes. Macaulay hat es sich ausserordentlich leicht gemacht, mit diesem Stoffe fertig zu werden; so daß Einem wohl der Verdacht aufsteigen kann, er habe diese Sachen auch nicht einmal in der unvollkommenen und lückenhaften Gestalt gelesen, in der sie vor der neuen Gesammtausgabe der Welt geboten waren. Wenigstens enthält das, was er darüber sagt, nicht viel mehr, als was auch die flüchtigste Durchblätterung beizubringen vermöchte. Es werden uns ein Paar abgegriffene Anekdoten über Friedrichs klassische Bildung mitgetheilt; es wird seine literarische Fruchtbarkeit persiflirt, und hervorgehoben, wie schwierig es für einen Mann, der weder französisch noch deutsch recht konnte, in jedem Falle sein mußte, einen schriftstellerischen Rang zu erwerben. „Seine Verse, heißt es, enthalten nichts, was über die Linie der Newdigater oder Seatoner Poesie hinausgegangen wäre und seine besten Sachen mögen ungefähr mit den schlechtesten in Dodsleys Sammlung rangiren." Am angenehmsten seien noch seine Briefe, besonders diejenigen, die nicht mit Versen verbrämt seien.

Wenn man einmal überhaupt über diesen Gegenstand spricht, sollte man sich auf so flüchtige Randglossen nicht beschränken. Die Jahre der Rheinsberger Zeit, namentlich 1736 und 1737, gehören zu den ergiebigsten in Friedrichs reichem Briefwechsel. Die Correspondenz mit Suhm, Manteuffel, Voltaire, dazwischen auch Fontenelle und Rollin sind bei einer Charakteristik Friedrich's nicht wohl zu missen. Wenn auch Manteuffel ein zweideutiger Freund und Voltaire eine Acquisition von zweifelhaftem Werthe für den preußischen Thronerben war, so gehörte doch z. B. Suhm zu den Männern, die seine Hingebung mit gleicher Treue erwiederten. In der Voltaireschen Correspondenz mag viel Phrase und Friedrich's französischer Ausdruck nicht immer akademisch correct sein, es sind doch auch in ihr Stücke genug, die ein bleibendes Interesse erwecken und verdienen. Kaum ein wichtiges Verhältniß, das im Kreise bedeutender Zeitgenossen anregen und fesseln konnte, bleibt in dieser Correspondenz unerörtert. Poesie und Kunst, Naturwissenschaften und Speculation, die Forschungen Newton's und die Wolf'sche Philosophie, Geschichte und Politik, die tiefsinnigsten Fragen, die den Menschen beschäftigen können, neben leichtem Geplau der über das, was der Tag

gerade brachte, das Alles findet sich in diesem Briefwechsel zusammen. Er ist das erste Document, das in die geistige Vielseitigkeit des Prinzen eine unmittelbare Einsicht gewährt und nicht nur den Gegensatz zu seinem Vater, sondern auch den Unterschied genau erkennen läßt. Die Frische und Elasticität, womit sich der 25jährige Prinz den verschiedensten geistigen Strömungen hingibt, das Mannichfaltigste zugleich erfaßt und eigenthümlich gestaltet, ist aller Bewunderung werth; wir wollen gern zugeben, daß die Diction nicht immer auf der Höhe akademischer Vollendung steht, aber der Mann, der aus diesen incorrecten Sätzen spricht, erweckt mehr Interesse, als alle Akademien der Welt. Voltaire zwar meinte damals:*) „Sie denken wie Trajan, Sie schreiben wie Plinius und sprechen französisch wie unsre besten Schriftsteller. Ludwig XIV. sprach nicht so menschlich wie Sie und wußte sich auch nicht so auszudrücken. Ich habe von seinen Briefen gesehen; er kannte nicht einmal die Orthographie seiner Sprache." Aber für so grobe Münze der Schmeichelei war Friedrich nicht zugänglich; er führte den Poeten wie ein wahrer König ab. „Ludwig XIV., erwiedert er, war in hundert Beziehungen ein großer Monarch; ein Sprachschnitzer, ein Fehler in der Orthographie konnte den Glanz seines Ruhmes, der durch unsterbliche Thaten errungen war, nicht trüben. Er durfte wohl von sich sagen: Caesar est supra grammaticam."

Dieser eine Zug schon charakterisirt den künftigen Mann. Es ist vielleicht nie ein Thronerbe mit Weihrauch aus dem Munde geistreicher und berühmter Leute mehr überschüttet worden, als Friedrich; aber keiner hat es besser wie er verstanden, seines Lob höflich abzulehnen und grobe Schmeichelei verständlich zurückzuweisen.**) Ueberhaupt tritt das zugleich Bedeutende und Edle seines Wesens in diesen Briefen zuerst recht prägnant hervor. Bis dahin lernten wir ihn vornehmlich in seinem Jugendunglück, seinem Ungehorsam und Zwiespalt mit dem Vater, seiner inneren Verbitterung und seinem Grolle kennen; jetzt ist er reifer, ruhiger geworden und die milderen Seiten

*) Oeuvres de Fréderic. XXI. 23.

**) S. die Briefe an Suhm und Voltaire XVI. 279. 284. XXI. 44.

seines Wesens, kommen mehr zur Geltung. Sie zu entfalten war seine Jugend nicht eben glücklich angelegt; die Zeit seiner Kriegs- und Herrscherthätigkeit fast noch weniger. Diese einzige idyllische Episode seines Lebens, Rheinsberg, hat die Züge mehr zur Entwicklung gebracht, die durch unfreundliche Jugendtage wie durch schwere Lebensprüfungen verdüstert waren. Damals zeigt er sich so, wie er sich selber später Garve gegenüber schildert: „Wenn Er wüßte, was mich z. B. der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andere und unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Dieser Zug von Weichheit und Empfänglichkeit war es ja, der ihm seit seiner Kindheit manchen Vorwurf des Vaters zugezogen hatte. Er war zugänglich für jeden Schmerz, er konnte Gemälde nicht sehen, deren Stoff das Mitgefühl herausforderte, er liebte beim Flötenspiel namentlich das Adagio, er vermochte fremde Züchtigung nicht unempfindlich zu ertragen, selbst wenn es die Bestrafung von Verbrechern galt. Zum Theil darum hieß ihn der Vater einen „effeminirten Kerl." Die Schule des Lebens, die er durchmachte, war freilich sehr dazu angethan, solch sanfte Anwandlungen zu unterdrücken und jenes „aes triplex circa pectus" heranzubilden, das in den Tagen des Sturmes Freunde und Feinde an ihm bewunderten. Aber daß er nicht aus dem ehernen Stoffe, wie z. B. der korsische Imperator gebildet war, hat er auch in diesen späteren Tagen bewiesen. Nach seiner ersten Niederlage vergießt er Thränen, jedes häusliche und öffentliche Unglück läßt tiefe Furchen in ihm zurück, der Tod der Mutter und der Lieblingsschwester erschütterte ihn so mächtig, wie eine verlorene Schlacht; ja noch in seinen greisen Tagen hat er beim Tode seines hoffnungsvollsten Neffen dieser zarten menschlichen Empfindung einen ergreifenden Ausdruck gegeben.*) Schrieb er doch selbst noch als Siebziger von sich: „So viele Mühe ich mir auch gegeben habe, zur Unempfindlichkeit der Stoiker zu gelangen, ich habe sie doch nie erreichen können. Ich liebe mein Vaterland, meine Verwandten und meine Freunde; wenn ihnen Uebles widerfährt, so bin

*) S. den Brief vom Mai 1764 in den Oeuvres XXVI. 307.

ich dafür empfänglich. Die Natur hat mich einmal so geschaffen und ich bin nicht im Stande mich zu ändern.“*)

Es tritt diese Seite seines Wesens zu keiner Zeit liebenswürdiger hervor, als in der Rheinsberger Periode. Die bitteren Jugendtage waren damals einigermassen verschmerzt, die schwere Zeit aber, die zur Härte und Menschenverachtung großzog, noch nicht über ihn gekommen. Die Briefe an den getreuen Duhan, an die alte Frau von Rocoulles, an Suhm, Camas, Jordan und Kayserlingk athmen wirkliche Dankbarkeit und Freundschaft, und die Empfänger waren dieser Empfindung nicht unwerth. Allein sie alle nahm schon die erste Zeit seiner Regierung hinweg und die geistreichen Gesellschafter, die witzigen Schöngeister, die fremden Abenteurer und Schmarotzer vermochten diese Lücke nicht auszufüllen. Er mußte gar manchen dulden, auf den die Signatur von Pöllnitz paßte: „er ist gut bei Tafel, aber dann muß man ihn hinauswerfen.“ Daß er zwischen diesen Miethlingen und zwischen Freunden recht wohl zu unterscheiden verstand, beweist sein Verhältniß zu Winterfeldt, zu Fouqué und besonders der Briefwechsel mit Lord Marischal. Aber eben an diesen letzteren schrieb er auch in den Tagen seiner schwersten Bedrängniß: „In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden.“

Die Rheinsberger Zeit läßt uns aber auch in manchem einzelnen Zug den künftigen Herrscher erkennen. Friedrichs Ansichten über Politik tragen ein sehr bestimmtes Gepräge, sein Urtheil über Situationen und Männer seiner Zeit zeigt schon die durchdringende Schärfe und Strenge seines Wesens.**) Einzelne Ausarbeitungen wie die considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe (vom Jahr 1738)***) beweisen auch, wie ernst und eingehend er sich die Lage der europäischen Politik erwog und wie er in gewissem Sinne seine Parthie bereits genommen hatte. Die sehr ausgeprägte antiösterreichische Stimmung jenes Aufsatzes und der Ton, in

*) An Prinz Heinrich. Oeuvres XXVI. 491.

**) S. den Brief an Voltaire. Oeuvres XXI 348. f. und sein bezeichnendes Urtheil über August von Polen. XVI. 78.

***) Oeuvres VIII. 3—27.

dem er über Frankreich spricht, beides ist gleich bezeichnend; es klingt wie eine Introduction zu der Politik, die er auf dem Throne einschlug.

Sein französischer Umgang hat überhaupt auf seine politische Meinung schon in dieser ersten Zeit keinen Einfluß geübt. Eine Aeusserung aus einem Briefe an die Markgräfin (1733) zeigt, wie ungeduldig ihn der Ehrgeiz trieb, sich mit den Franzosen in den Waffen zu messen *), und in dem Briefwechsel mit Voltaire tritt neben allem Wetteifer der Courtoisie doch auch sehr fühlbar das Bestreben hervor, deutschen Charakter und deutsche Art zur richtigen Geltung zu bringen. Es fehlt uns, schreibt Friedrich im Jahr 1736, die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gefunden Sinn, Offenheit, Wahrhaftigkeit. Der Fehler der Deutschen, schreibt er im nächsten Jahr, ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sie den Engländern. Die Deutschen sind arbeitsam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Grazien etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte. **) Und es blieb nicht bei solchen Parallelen; schon aus den ersten Jahren seiner Regierung und später immer mehr lassen sich geringschätzende und persiflirende Stellen genug verzeichnen, in denen er Voltaire, d'Alembert, Darget gegenüber das französische Wesen durchzog.

Auch für die Erkenntniß seiner religiösen Anschauungen ist der Briefwechsel aus der Rheinsberger Zeit von besonderem Interesse; er hat sich in wenig Perioden seines Lebens so angelegentlich mit religiösen Problemen beschäftigt, wie damals. Er verhandelt mit Suhm über die Wolf'sche Philosophie, mit Voltaire über Skepsis und Deismus, er läßt sich mit gläubigen Theologen wie Achard und Beausobre in genaue Discussionen über streitige theologische Fragen ein. Eine Art von Bekenntniß hat er damals an Voltaire abgelegt; ***)

*) Oeuvres XXVII. 1. 10.

**) Oeuvres XXI. 19. 78.

***) Oeuvres XXI. 36. Vgl. 161. 192.

es lautet deistisch, ist aber doch positiver als die französische Richtung, an deren Hauptrepräsentanten er es richtete. Wahrhaftigkeit und Geradheit ging ihm auch in diesen Dingen über Alles; wie bitter rückt er dem Franzosen jede kleine Connivenz gegen die Kirche vor, wie streng beurtheilt er die weltklugen Bücklinge gegen die Autorität, die Voltaire damals noch nicht für unentbehrlich hielt. Auch ist schon damals die Differenz zwischen dem Schriftsteller und dem Staatsmann sehr fühlbar; Friedrich erscheint bisweilen rücksichtsloser als seine philosophischen Correspondenten, er ist aber in Wahrheit viel schonender, duldsamer und leidenschaftsloser als die Schule. So wie er den Gegensatz später bisweilen recht scharf betont hat, so läßt er ihn schon damals ahnen. „Wir kennen Alle, schreibt er einmal an Voltaire, die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus begangen hat; hüten wir uns, einen Fanatismus der Philosophie einzuführen; ihr Wesen muß vielmehr in Milde und Mäßigung bestehen. Die Toleranz in der Gesellschaft muß einem Jeden das Recht sichern, zu glauben was er will; aber diese Toleranz soll nicht die Frechheit und Zügellosigkeit derer autorisiren, die das, was das Volk verehrt, ungescheut verhöhnen. Ich wette, daß, wenn Sie dies lesen, Sie denken: das ist recht deutsch gedacht." Oder ein andermal: „Glauben Sie mir, wenn die Philosophen eine Regierung gründeten, würde das Volk binnen fünfzig Jahren sich einen neuen Aberglauben schaffen; man würde sich andere Götzen machen, oder das Grab der Gründer anbeten, oder die Sonne anrufen, oder es würde irgend eine andere Abgeschmacktheit den einfachen und reinen Cultus des höchsten Wesens verdrängen." Und als sich Voltaire einmal das Bekenntniß entschlüpfen läßt: ich rede nicht von der Canaille, die der Aufklärung nicht werth ist, erzählt ihm Friedrich zur Strafe eine recht lehrreiche Geschichte. Während des Kriegs, sagt er, war eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont; es sterben nur Leute vom Volk. Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserem Stoffe geknetet. *)

Ueberschlägt man die ganze Summe von Friedrichs Arbeiten und

*) S. Oeuvres de Fréderic XXIII. 103. 109. 119. 127.

Aufzeichnungen in der Rheinsberger Zeit, so erhält man vornehmlich den Eindruck friedlichen Genießens und Behagens, nicht etwa den eines ruhelosen, unbefriedigten Ehrgeizes. Man wird überall mehr an den geistreichen Denker erinnert, als an den Helden und Herrscher. Die Contemplation über die Welt nimmt eine viel größere Stelle bei ihm ein, als das Handeln in der Welt; er reflectirt, schreibt, zerstreut sich mit Freunden, Künstlern und Poeten und scheint nichts weniger als begierig, diese behagliche Genußwelt zu verlassen. Viele seiner Aeusserungen verrathen nicht blos ein vorübergehendes Gefallen, sondern bekennen geradezu den feineren Epicuräismus als seine Lebensphilosophie. „Ich verhehle nicht, schreibt er einmal, *) daß ich die Vergnügungen, und Alles, was dazu beiträgt, liebe; die Kürze des Lebens mahnt mich, sie zu genießen, denn wir haben nur einen kurzen Zeitraum, den man suchen muß zu nützen." Wir dürfen daher auch wohl glauben, daß es ihm mit seinem schmerzlichen Bedauern Ernst war, als ihn der Tod des Vaters zu höheren Pflichten rief, wenn ihn gleich der erste Schritt zu den Stufen des Thrones in jedem Zuge als den König und Herrscher zeigt.

Denn jene leichtere Lebensbetrachtung schloß zwei Dinge nicht aus: die höchste Arbeitsamkeit in allen Dingen und das höchste Gefühl seiner fürstlichen Pflicht. Es war nicht etwa wie eine wohlfeile Phrase, sondern das Programm einer künftigen Regierung, wenn er an Voltaire (1739) schrieb: Ein Regent muß seinen Beruf darin sehen, so viel es in seiner Macht liegt, menschliches Elend zu heilen. — — Ein Fürst ist für sein Volk, was das Herz für den Bau des Körpers ist. Er empfängt Blut von allen Gliedern und treibt es zurück bis in die äussersten Spitzen. Er empfängt Treue und Gehorsam von seinen Unterthanen und gibt ihnen dafür Ueberfluß, Glück, Ruhe und Alles, was zum Gedeihen der Gesellschaft beitragen mag.

Das Verhältniß zum Vater war im Allgemeinen besser geworden; hie und da lagerte sich noch eine Wolke des Mistrauens und der Verstimmung zwischen beide, und an Hetzern und Zwischenträgern hat es auch damals nicht gefehlt, allein es kommt doch nicht mehr

*) Oeuvres XXI. 32.

zu ernsten und dauernden Zerwürfnissen. Wohl war es unverkennbar, daß der König den jungen ästhetischen Hof in Rheinsberg ungern sah, aber schon daß er bei allem innerem Widerstreben ihn doch duldete, war ein Beweis, daß er vom Sohne jetzt anders dachte, als früher. Ja wenn die poetischen und künstlerischen Genüsse die ganze Thätigkeit des Prinzen ausgemacht hätten! Allein er hielt sich daneben an ernste Arbeit, er hatte Freude gewonnen auch an den trockensten Geschäften, er trieb das früher nur Befohlene jetzt im freiwilligen, wißbegierigen Eifer. Die Verwaltung und das Kriegswesen, der Anbau des Bodens und die Industrie nahmen seine Aufmerksamkeit eben so sehr und mehr in Anspruch, wie Dichtung und Musik. Dem Vater, der dafür ein scharfes Auge hatte, entging das nicht, darum ließ er ihm die Freiheit der andern Genüsse, auch wenn sie nicht nach seinem Geschmacke waren.

Früher hatte sich Friedrich bisweilen darin gefallen, mit frivolem glänzendem Witz des Vaters haushälterische Bemühungen zu persifliren; jetzt hatte er darüber anders denken gelernt. Was ihm und seinen lustigen Genossen trivial und prosaisch erschienen war, das nöthigte ihm nun Achtung ab. Im Sommer 1739 machte er mit seinem Vater eine Reise nach Litthauen. Die Provinz war zu Anfang des Jahrhunderts durch eine Epidemie furchtbar heimgesucht, hunderte von Ortschaften verödet; jetzt bot sie den Anblick einer blühenden Landschaft. Das Alles, schreibt Friedrich an Voltaire, verdankt man dem König, der nicht Sorgen und Mühen, nicht große Summen, Verheißungen und Belohnungen gespart hat, um einer halben Million Menschen Leben und Behagen zu schaffen. Ich habe in der hochherzigen und arbeitsamen Art, womit der König eine Einöde bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, etwas so Heroisches gefunden, daß ich geglaubt habe, Sie würden die gleiche Empfindung haben, wenn ich Ihnen die einzelnen Vorgänge mittheilte.

Daß der König zur gleichen Sinnesänderung über den Sohn gekommen war, läßt mancher kleine Zug erkennen, am meisten tritt es vielleicht in der Freigebigkeit hervor, womit der so karge Mann im Sommer 1739 den Kronprinzen dotirte. Er schenkte ihm die königlichen Gestüte, die ein Einkommen von 12—18000 Thalern repräsentirten und gab ihm für die aus des Kronprinzen Regiment

ausgewählten Rekruten eine ansehnliche Entschädigungssumme. Beides aus freiem Antrieb, nur mit dem väterlichen Rath: „Wünsche, daß darmit mag so continuiren; soll nur hübsch haushalten."

Aber Friedrich Wilhelm's Tage waren gezählt; seit Frühjahr 1740 hatte sich sein Befinden hoffnungslos verschlimmert. Sein letzter Brief an den Thronerben ist rührend und charakteristisch zugleich: „Ich habe, schreibt er fünf Tage vor seinem Ende, Euer Schreiben vom 24. d. wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit Meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche Entschließung, in allen Stücken meinem väterlichen Rath zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon attendriret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect Eures Versprechens und Eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist mir sehr lieb und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch so Gott will noch zu embrassiren.

Die Nachrichten von dem Landbau sind zwar noch schlecht, weil aber nun das warme Frühlingswetter eintritt und das Vieh genugsam Gras kriegen wird, so hoffe, es werde noch erträglich sein."

So beschäftigte den strengen Haushalter bis zu seinem letzten Athemzuge nur Eines: die Wohlfahrt seines Landes.

Friedrich hatte indessen Pfingsten nicht abgewartet; auf bedenkliche Nachrichten, die in der Nacht zum 27. Mai an ihn kamen, brach er unverzüglich nach Potsdam auf und fand den Vater im Sterben. Die früheren Tage waren nun vergessen; der Kronprinz war ganz der hingebende, vom kindlichen Schmerz ergriffene Sohn. Jene weiche Seite seines Wesens kam zu ihrem Rechte, durch bittern Nachgeschmack vergangener Zeiten so wenig getrübt, wie durch ehrgeizige Gedanken in die Zukunft. Auch der strenge und harte Mann auf dem Sterbebette war ein anderer geworden. Thut mir, rief er, Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben? Und als nach Podewils Bericht der Kronprinz die Hand des Vaters zärtlich küßte und mit Thränen netzte, umarmte er ihn und hielt ihn fest umschlungen, indem er ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, daß ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe."

Die Thronbesteigung Friedrich's wird von Macaulay in einem Tone eingeleitet, der dem Libell unstreitig besser ziemen würde als der historischen Darstellung. Es habe, sagt er, über Friedrichs Regierung eine vielfach irrige Erwartung bestanden. Die Einen sahen in ihm einen Mann des Genusses, die andern hätten einen Telemach nach Fenelons Muster, wieder andere ein mediceisches Zeitalter für Kunst und Wissenschaft erwartet. „Niemand — so lautet die brillante Phrase, der hier wie auch sonst oft die historische Wahrheit weichen muß — Niemand habe gefürchtet, daß „ein Tyrann von ausserordentlichen Talenten zum Feldherrn und Staatsmann und von noch ausserordentlicherer Thätigkeit, ein Tyrann ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit (without fear, without faith and without mercy) den Thron bestiegen habe."

Die „Enttäuschung Falstaffs bei der Krönung seines alten Cumpans, heißt es dann weiter, war nicht bitterer als die, welche einige der Hausgenossen von Rheinsberg erwartete." Rheinsberg und Frau Hurtigs Schenke in Eastcheap, Keyserlingk, Jordan, Algarotti und Falstaff, Poins und Bardolph — gewiß eine Parallele, die von ebenso viel historischer Treue wie gutem Geschmack Zeugniß ablegt! Bei der Charakteristik des neuen Königs findet nun der britische Geschichtschreiber, der vorher Friedrich Wilhelm als einen „Bastard von Moloch und Puck" geschildert, daß bei genauerer Betrachtung zwischen diesem Monarchen und seinem Nachfolger eine große Familienähnlichkeit bestehe. „Denn nicht nur die Ordnungsliebe, die Lust an praktischer Thätigkeit, den militärischen Sinn und die Sparsamkeit hätten sie mit einander gemein gehabt, sondern auch den gebieterischen Sinn, das bis zur Wildheit reizbare Temperament und die Freude an Anderer Qual und Demüthigung." Diese Eigenschaften seien freilich bei Friedrich etwas anders hervorgetreten, aber die Grundlage blieb doch dieselbe. Friedrich sei sparsam gewesen, aber er habe es nicht der Mühe werth gehalten, ungesunden Kohl zu essen, um jährlich einige Thaler zu ersparen; er sei wohl so boshaft wie sein Vater gewesen, aber sein Witz habe ihn in Stand gesetzt, seine Bosheit in anständigeren Formen auszulassen, als das Friedrich Wilhelm vermochte; ebenso habe sich Friedrich sein erbliches Vorrecht, Fußtritte und Prügel auszutheilen, keineswegs nehmen lassen, allein

seine Praxis habe sich doch von der seines Vaters in einigen wesentlichen Punkten unterschieden.

Sapienti sat! Zur Charakteristik solcher Geschichtschreibung genügt es gewiß, die prägnantesten Stellen einfach anzuführen; Jeder kann sich dann über Form und Inhalt ein ausreichendes Urtheil bilden. Das Andenken einer historischen Größe, wie Friedrich II, wird ohnehin durch dergleichen nicht wohl alterirt; höchstens kann man Macaulay bedauern, daß er den Ton der niedrigsten Schmähschriften, die im 18. Jahrhundert über Friedrich erschienen sind, mit einer gewissen Virtuosität überboten hat.

Nun ein Paar Worte über Friedrichs Thronbesteigung.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Aufenthalt in Rheinsberg für Friedrich anziehend genug war, um alle ungeduldigen Regungen der Herrschsucht in Schranken zu halten. Man darf ihm darum wohl glauben, was er kurz vor des Vaters Ende an Voltaire schrieb: Das Privatleben würde meiner Freiheit mehr zusagen, als dasjenige, dem ich mich fügen muß. Sie wissen, daß ich die Unabhängigkeit liebe und daß es sehr hart ist, ihr zu entsagen, um sich einer peinlichen Pflicht zu unterwerfen. Was mich tröstet, ist der eine Gedanke, meinen Mitbürgern zu dienen und meinem Vaterlande nützlich zu seyn.*)

Aber wie das Loos einmal gefallen ist, gehört er auch ganz seiner Pflicht. Nie hat ein König reifer und königlicher den schweren Schritt zum Thron gethan, wie dieser. Wohl mochten Manche hoffen, jetzt würden lustige, sorglose Tage beginnen, Rheinsberg vergrößert nach Potsdam getragen, die alten Gegner des Kronprinzen vom König gezüchtigt und die geistreichen Gesellschafter Friedrichs Günstlinge, Minister, Gesandte des jungen Monarchen werden. Nichts von dem Allem; in jedem Zuge Ernst, Pflichtgefühl und Erfülltseyn von der Größe seiner Aufgabe. Die Rheinsberger Bekannten und Freunde blieben fast alle in ihrer Stellung, die etwas mehr zu werden hofften, erlebten eine Enttäuschung; die sich mit dem freundlich geselligen Verhältniß begnügten, blieben dem König, was sie dem Kronprinzen

*) Oeuvres XXI. 359 f.

gewesen waren. Ministerien und Kronämter erlangten sie nicht*); die trockenen, essigsauern Geschäftsmänner des Vaters wie der sparsame Minister Boden behielten ihre Stellen, sobald der König nach einem flüchtigen Anflug übler Laune ihren Werth erkannt hatte. Die wirklichen oder vermeintlichen Gegner des Kronprinzen wurden nicht bestraft; bei einem von ihnen, Derschau, erinnerte sich jetzt der neue Monarch nur, daß er ein tüchtiger Offizier sei; er ward befördert. Wer aber, wie Markgraf Heinrich von Schwedt, sich als lustiger Kamerad von ehedem näherte, der ward daran erinnert, daß er jetzt vor seinem König stand, und wer, wie der junge Graf Schulenburg, in seiner Herzensfreude die Garnison ohne Urlaub verließ, um Glück zu wünschen, dem ward die deutliche Mahnung: daß auch unter dem neuen Regenten die strenge Zucht und Ordnung des Vaters nicht aufhören werde. Ueberhaupt wo es Noth that, ward der Herr und König scharf betont, wie gegenüber Leopold von Dessau, der noch am Todesbette Friedrich Wilhelms I naiver Weise den Wunsch kundgab, die Autorität auch fernerhin zu behaupten, die er unter dem Vater gehabt. Von Autorität des Fürsten von Dessau, hieß es da, ist mir nichts bekannt; nachdem ich König bin, denke ich der Einzige zu seyn, der Autorität besitzt. Und damit ward ganzer Ernst gemacht; bald klagte die fremde Diplomatie, daß der König Alles selber mache, Niemand Einfluß habe und daher ein auswärtiger Gesandter nirgends „mehr desorientirt sei" als am Berliner Hofe.

Allein neben dem Ton des Herrn kam zugleich das Milde und Humane seines Wesens zur Geltung und verkündete den Aufgang einer neuen Zeit. Den Ministern ward anbefohlen, fortan zwischen Interessen des Königs und des Landes keinen Unterschied zu machen, die Behörden erhielten die Weisung, den König nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern," den Generalen ward aufgegeben, die Mißbräuche der Härte, der Habsucht und des Uebermuthes abzustellen. Dann ward der drohenden Hungersnoth vorgebeugt,

*) Kayserling und Fouqué wurden Adjutanten, Camas Gesandter in Paris. Mit Jordan, Algarotti, Suhm u. a. dauerte der herzliche Briefwechsel und Verkehr fort, wie selbst ein flüchtiger Blick in die Correspondenz darthun kann.

dem Jagdunfug gesteuert, in jener berühmten Marginalresolution die religiöse Duldung als Grundsatz verkündet, Jedermann insbesondere den Offizieren anbefohlen, der Justiz ihren freien Lauf zu lassen. Der früher verfolgte Christian Wolf ward mit Ehren zurückgerufen, Leonhard Euler für Berlin gewonnen. Von der Presse waren die drückendsten Fesseln gleich anfangs weggenommen worden, die Folter ward am dritten Tage der neuen Regierung auf die seltensten Fälle beschränkt, um später ganz zu verschwinden.

Das waren die Anfänge des „Tyrannen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit."

Doch unser britischer Geschichtschreiber geht leichten Fußes darüber hinweg; die eben erwähnte Kraftphrase und die famöse Fallstaff-Parallele sind ihm ausreichend, Friedrichs Thronbesteigung würdig einzuleiten. Um so viel größeren Raum und Nachdruck widmet er der äußeren Politik, vor allem dem Bruche Friedrichs mit Oesterreich. Hatte er in der Schilderung Friedrich Wilhelms I und der Jugend des Helden oft sehr zur Unzeit den leichtfertigen Stil des humoristischen Romans angewandt, so wechselt hier die Tonart, sie wird durchaus homiletisch und die weltgeschichtliche Umwälzung von 1740 wird zu einer der seltsamsten Kapuzinaden verwerthet, die sich irgendwo in einem historischen Buche finden mag.

An sich wäre hier eine gute Gelegenheit gewesen, britischen Lesern klar zu machen, worin die Bedeutung des Umschwunges von 1740 gelegen war. Wie Preußen aus der knappen Hülle eines deutschen Reichsterritoriums herausgewachsen und doch weder zur Emancipation vom Kaiser noch zur europäischen Großmacht groß genug geworden war, wie daher der Trieb einer Erweiterung früher oder später zur Geltung kommen mußte, wenn die mächtigen Vorarbeiten der drei Regierungen seit 1640 nicht in bedeutungsloser Oede enden sollten, darüber wäre eine kurze Bemerkung wohl nicht verloren gewesen. Und wie dies Wachsthum Preußens mächtige Entwicklungen in sich einschloß — die Bildung eines selbständigen preußischen Staatswesens, das Entstehen eines zweiten Großstaats im Reiche und die Erhebung einer neuen protestantischen Macht im Norden, nachdem Schweden von seiner Stellung verdrängt war — das

zu berühren, hätte sich wohl der Mühe verlohnt, selbst für ein ausschließlich britisches Publikum, dessen nationale Geschichte und Politik diesem neuen Gestalten sogar eine gewisse Sympathie entgegenbringen mußte. Das Stück preußischer, deutscher und europäischer Geschichte von Mollwitz bis Waterloo ist doch wohl bedeutsam genug, um einer selbst sehr geschichtskundigen Lesewelt, wie die britische ohne Zweifel ist, einige Winke und Erörterungen recht dankenswerth zu machen. Auch das hätte der gründliche Kenner der Geschichte von 1714 — 1740 wohl hinzufügen dürfen, daß die politische Lage in Preußen bei Friedrichs Thronbesteigung durchaus eher eine antiösterreichische als eine österreichische Richtung erwarten ließ. Friedrich Wilhelm's bekanntes „exoriare aliquis" und Friedrich's eigne politische Aufzeichnungen, die er als Kronprinz schrieb, hätten zur Noth hingereicht, dies Verhältniß mit einem Zuge zu beleuchten.

An der Stelle aller dieser für den Historiker und Staatsmann gewiß nicht ganz bedeutungslosen Gesichtspunkte erhalten wir eine seitenlange Expektoration über die Heiligkeit der Verträge, welche die pragmatische Sanction verbürgten und über die himmelschreiende Ruchlosigkeit dessen, der das Zeichen dazu gab, diese Verträge zu zerreißen. Und trotz aller dieser moralischen Erwägungen, so erzählt Macaulay, entschließt sich Friedrich „the great crime" zu vollführen; ja noch mehr, er vollführt das Verbrechen gegen eine Frau, deren Eigenschaften jeden Edelgesinnten zu Mitleid, Bewunderung und ritterlicher Dienstfertigkeit hinreißen mußten; gegen eine Frau, die auf dem Punkte ihrer Niederkunft stand, „deren Wangen unter diesen Sorgen ihr frisches Roth verloren" (her cheek lost its bloom). Und der Schändliche hatte zudem persönliche Verpflichtungen gegen Oesterreich. Sein Leben war ihm vielleicht durch die „Verwendung des Fürsten erhalten worden, dessen Tochter er zu berauben im Begriffe war." Aber noch nicht Alles. Friedrich gab nicht blos selbst das Beispiel grober Treulosigkeit, er gab auch den Andern das Zeichen, ein Gleiches zu thun und beschwichtigte bei ihnen, was etwa von Schamgefühl sich regte. „Auf Friedrichs Haupt kommt all das Blut, das in einem Krieg vergossen wurde, der mehrere Jahre hindurch und in jedem Theil des Erdkreises tobte, das Blut der Colonne von Fontenai, das Blut der Bergschotten, die bei Culloden

hingeschlachtet wurden. Die durch seine Gottlosigkeit (wickedness) hervorgerufenen Uebel wurden in Ländern verspürt, wo der Name Preußen unbekannt war, und damit er einen Nachbar berauben könne, den zu vertheidigen er versprochen hatte, fochten schwarze Männer an der Küste von Coromandel und scalpirten sich rothe Männer an den großen Seen von Nordamerika."

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, als charakteristischen Beweis, bis zu welchem Ungeschmack die Manier einen geistreichen Mann verleiten kann. Mehr bedarf es auch wohl nicht, um zu zeigen, wohin es mit einer Geschichtschreibung kommt, die in dieser Weise eine zudem auf falschen Voraussetzungen beruhende Moral auf die großen Katastrophen der Weltgeschichte anwendet. Wir möchten die Universalhistorie wohl sehen, die uns die Weltgeschichte von Alexander und Cäsar bis auf Louis Bonaparte herab auf Grund des Macaulay'schen Moralreceptes behandelte! Oder gesetzt den Fall, ein deutscher Professor hätte an seinem stillen Schreibtisch ein Elaborat in gleichem Stile über britische Geschichte ausgearbeitet, mit welch feiner Münze würde John Bull seinen hartköpfigen germanischen Vetter bedienen, welch homerisches Gelächter würde jenseits des Canals ausbrechen über diese unverbesserliche Nation von Schulmeistern und moralisirenden Pedanten!

Aber Macaulay ist Geschichtschreiber, Redner, Staatsmann. Wie paßt diese Expectoration in den Mund eines Mannes, der es bei Karl I so herb und bestimmt ablehnt, persönliche und gemüthliche Motive in der Beurtheilung großer historischer Verhältnisse walten zu lassen! Eines Mannes, der selbst die blutigen Flecken Wilhelms III mit dem schützenden Gewand seiner Apologetik bedeckt! Eines Mannes, der uns Warren Hastings und Lord Clive mit aller Kunst verschönert und fast idealisirt, der Macchiavell so beredt vertheidigt hat! Oder wäre es etwa überhaupt britische Weise, diesen moralisirenden Maßstab an große Weltverhältnisse anzulegen? Wir dächten, von Kopenhagen an bis zu Dscheddah herab hat man in auswärtiger Politik dort jederzeit ein sehr weites Gewissen gehabt. Aber freilich da galt es englischen Vortheil, englische Größe! Warum soll aber für Friedrich nicht die Erwägung eigner Machtstellung und eigenen Staatsinteresses ein Moment sein, das man gelten läßt? Bequem

ist es allerdings, in fremder Sache zu predigen, wie ein Quäker, in eigner zu handeln, wie ein Flibustier.

Falscher Pathos in historischen Dingen schießt aber nicht blos neben das Ziel, er verfällt auch leicht, indem er vor lauter Sentiments das Thatsächliche übersieht, in grobe Parteilichkeit. So ist es Macaulay mit der Situation von 1740 ergangen. Er „will sich nicht darauf einlassen, des Langen und Breiten die Gründe zu widerlegen, die Campbell und Preuß beigebracht haben;" er fällt einfach sein Verdammungsurtel. Wir sind nun unsererseits durchaus nicht gemeint, die Rechtsgründe bei Friedrichs Anspruch an Schlesien zu überschätzen, aber der Erwähnung sind sie doch wohl werth. Wer mit so laut erhobener Stimme Recht und Moral vertheidigt, der darf in jedem Falle nicht so flüchtigen Fußes darüber weggehn. Die alten Ansprüche an die verschiedenen Theile Schlesiens, die Verhandlungen unter dem großen Kurfürsten, der Vertrag über die Abtretung des Schwiebuser Kreises und die hinterlistige Taktik, wodurch der Wiener Hof der Ausführung dieses Vertrags sich entzog, das sind doch Momente, die man erwähnt, wenn man mit so grober Münze, wie „great crime, gross perfidy, wikedness" um sich wirft, denn für die rechtliche Beurtheilung ist es doch nicht ganz gleichgültig gewesen, daß das Haus Brandenburg an einzelne Theile von Schlesien Ansprüche gehabt, daß ihm Oesterreich diese Ansprüche abgekauft, aber den Kaufpreis nicht bezahlt hatte. Friedrich I selber fügte doch, nachdem er sich hatte täuschen lassen, verwahrend hinzu: Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen; sie werden wissen und erfahren, was sie deßfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen.

Dazu kamen dann die Verhältnisse, welche auf die Anerkennung der pragmatischen Sanction und das österreichisch-preußische Bündniß gefolgt waren. Der Wiener Hof hatte Friedrich Wilhelm I geschickt ausgebeutet, aber wo es preußisches Interesse anging, in der bergischen wie in der polnischen Frage ihn preisgegeben, ja in dem einen Falle selbst eine förmliche Zusage gebrochen. Friedrich Wilhelm war scharfsichtig genug, um einzusehen, daß man seine Geradheit und seine reichsfürstliche Pietät gegen das Kaiserhaus arg mißbraucht hatte. Bekannte Ueberlieferungen und urkundlich belegte Aussprüche zeigen,

daß er in voller Reaction gegen Oesterreich begriffen war und dies seinem Nachfolger wie ein Vermächtniß hinterließ. „So lange man uns nöthig hat, sagte er, so lange flattiret man; sobald man aber glaubt, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten*)." Daß bei Friedrich für solchen Rath ein fruchtbarer Boden war, beweisen schon die politischen Aufzeichnungen, die er als Kronprinz niedergeschrieben hatte, z. B. die Considérations von 1738, in denen sich die Stimmung gegen Oesterreich so scharf und bestimmt wie nur möglich kund gibt.

Es waren also alte und neue Mißverhältnisse, unvergessene Ansprüche von früher her und Beschwerden aus jüngster Zeit, die ungeschlichtet zwischen Wien und Berlin obschwebten; es bestand nicht entfernt jenes cordiale Verhältniß, das Macaulay fälschlich vorschiebt, um seine Declamationen über unerhörte Treulosigkeit besser coloriren zu können. Ja selbst das rein Persönliche, obwol das gewiß am wenigsten den Ausschlag gab, stimmte gegen, nicht für Oesterreich. Denn die rührende Geschichte von der rettenden Fürsprache des Wiener Hofes, die dem Kronprinzen das Leben erhalten haben soll, ist ja lange widerlegt, und was sich etwa sonst von Jugendreminiscenzen bei Friedrich regen konnte, das Treiben Seckendorf's, Grumbkow's und die Geschichte seiner Verheirathung war gewiß nicht dazu angethan, zur Pietät gegen die österreichische Politik zu stimmen.

Doch man müßte ein Buch gegen ein Buch schreiben, um jede Unvollständigkeit, jedes irrige, schiefe und ungerechte Urtheil Macaulay's Darlegung der Geschichte von 1740 im Einzelnen vorzuführen; es lohnt sich auch der Mühe nicht. Die falsche Manier ist in dieser Parthie seiner Arbeit so vollständig Meister über den Autor geworden, daß er aus der rhetorisirenden Erzählung und der erbaulichen moralisirenden Reflexion nicht herauskommt. Daß Friedrich's II Benehmen um 1740 nicht ritterlich und nicht großmüthig war, daß seine politische Taktik während der zwei schlesischen Kriege Stoff ge-

*) Schreiben an Friedrich vom 6. Febr. 1736 in den Oeuvres de Fréderic XXVII. 3. 102.

nug zum Vorwurf für Verbündete und Gegner gab, das ist damals und später zur Genüge gesagt worden; auch Macaulay läßt sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, einen ersten, einen zweiten, einen dritten und endlich einen vierten Verrath pünktlich einzuregistriren, immer im Tone, als habe Friedrich aus purem Muthwillen und gleichsam aus angeborner Leidenschaft für das Böse so gehandelt. Daneben muß er denn wieder eingestehen, daß der junge Monarch die leitende Rolle in der Politik der Zeit an sich riß, daß er Oesterreich und Frankreich zugleich bei Seite schob, und daß die Welt ihn schon jetzt als den ansah, in dessen Händen das Gleichgewicht Europa's ruhe; und doch, fügt er hinzu, war „sein Urgroßvater nichts weiter als ein Markgraf gewesen." Wie das Alles so gekommen ist, welchen Verhältnissen die mannigfaltigen Wendungen in Friedrich's Politik zuzuschreiben waren und worin das Geheimniß lag, daß der Urenkel des Markgrafen binnen wenig Jahren eine so imposante Stellung gewann — das zu erklären, wäre eine würdige Aufgabe für den Staatsmann und Geschichtschreiber gewesen, viel würdiger in jedem Falle, als die schmückenden Beiwörter („insatiably rapacious and shamelessly false"), womit Macaulay seine Darlegung der Dinge von 1740 würzt.

Denn dabei bleibt es doch immer räthselhaft, daß schon nach diesen ersten Kriegen des Königs sein Volk mit Enthusiasmus, die erwachende deutsche Nation mit Stolz und Bewunderung, Europa mit dem Neid der Anerkennung zu ihm aufblickte. Wenn uns Macaulay Friedrich's Politik als die Moral eines Banditen zeichnet, ihn selbst als einen Mann voll Geist, aber als boshaft und schadenfroh schildert, wenn er uns mit behäbiger Breite ausmalt, daß er bei Mollwitz erschrocken vom Schlachtfeld weggeritten, wenn er überhaupt keinen Anlaß versäumt, einen großen oder kleinen Schmutzflecken an den Mann zu hängen — so wird damit die ganze Geschichte immer unbegreiflicher und wir sind immer von Neuem versucht zu fragen, wie geschah es, daß dieser Mann gleich in diesen Anfängen sein preußisches wie das deutsche Volk zu einer größern geschichtlichen Stellung emporhob, und beiden, um Göthe's Wort zu gebrauchen, gleichsam einen neuen Lebensinhalt schuf? Wie kam es, daß er schon früh, noch vor der Feuerprobe des siebenjährigen Krieges, der Welt die

Bahnen einer Politik vorzeichnete, der in inneren und äußeren Dingen auch die Widerstrebenden allmälig folgen mußten? Mit einem Wort, die nationale wie die weltgeschichtliche Stellung Friedrichs erscheint nur wie eine bizarre Laune des Zufalls, wenn er so und nicht anders war, wie ihn Macaulay in seinen Anfängen schildert.

Aeußere Gewandtheit und die Gunst des Glückes können doch allein so etwas nicht erreichen. Ohne Zweifel gehört es zu den bewundernswertheſten historischen Episoden: die Elasticität, womit sich Friedrich auf die Nachricht von Karls VI Tode aufrafft, sein Herr schlagfertig macht, Schlesien nimmt, und unter allen Wechseln der politischen Lage behauptet; gewiß, dies Alles verziert durch die Tage von Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf ist ein imposantes Stück Geschichte. Aber auch Karl XII war wie ein Meteor gekommen, um doch rasch zu verschwinden; noch andere größere haben ihre glänzenden und glücklichen Tage gehabt, um dann im besten Falle bewundert, häufiger noch unbedauert zu unterliegen. Daß es mit Friedrich nicht so war, muß doch wohl eine Frucht seiner ihm eigenthümlichen Größe sein. Macaulay ahnt etwas von dieser Größe, wenn er mitten unter übellaunigen und übelgewählten Ausstellungen sich die Bemerkung entschlüpfen läßt: im Unglück, wo selbst Männer von bewunderter Geistesstärke unterlegen sein würden, sei seine wahre Größe an den Tag gekommen. War das aber erst in den Zeiten von Kolin und Kunersdorf der Fall? Uns scheint es nicht; so glücklich im Ganzen die zwei schlesischen Kriege verliefen, das Schicksal zeigte ihm doch auch sehr umwölkte Tage und prüfte ihn für spätere Zeiten. Er spielte, wie er selber damals sagte, verzweifeltes Spiel; entweder mußte er Alles behaupten oder Alles verlieren. Aber sein Entschluß war auch gefaßt. Es ist nicht der leidende, christliche Opfermuth eines Märtyrers, der ihn erfüllt, aber es ist auch nichts in ihm von dem himmelstürmenden Uebermuth, und von dem trotzigen Hader mit dem Schicksal, der andere Größen gleichen Ranges zeichnet; er denkt und handelt ganz wie ein heldenmüthiger kampfbereiter Mann im Leben handeln soll. „Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen — schrieb er in solch einer bedrängten Stunde — wenn alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so will ich lieber untergeh'n mit Ehren, als ein ruhmloses Leben führen. Welcher Schiffskapitain, nachdem alle Versuche sich zu ret-

ten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um so den Feind wenigstens in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? . . . Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergeh'n, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen muß und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Diese heroische Mannesart, in glücklichen und unglücklichen Tagen bewährt, hat schon in dieser ersten Epoche von Friedrichs Regentenleben ihre Probe bestanden; das fühlte der richtige Instinct des Volkes früh heraus und nannte das Große groß; es hat trotz Macaulay nicht das Ansehen, als ob die nachgeborne Geschichtschreibung an diesem Gottesurtheil etwas ändern werde.

An die Schilderung der ersten schlesischen Kriege reiht der britische Geschichtschreiber eine Charakteristik der inneren Verhältnisse in den Friedensjahren, besonders der Verwaltung und des Privatlebens des preußischen Monarchen.

Macaulay gibt zu, daß der König von außerordentlicher Thätigkeit, daß er unermüdlich wachsam war; er rühmt die Sicherheit des Eigenthums und die Ordnung, die unter ihm herrschte; er erkennt an, daß die Verbesserung und Humanisirung der Rechtspflege sein Werk war, daß er religiöse Toleranz übte und gegen freie Aeußerungen eine „steadfastness of mind" bewährte, die selbst bei Staatsmännern, die in der Luft des öffentlichen Lebens aufgewachsen seien, nicht häufig vorkomme.

Aber die ganze Art des Regiments wird doch auf's schärfste verdammt. Daß ein britischer Staatsmann des neunzehnten Jahr-

hunderts die Maschinerie von Friedrich's Regierung nicht als ein classisches Vorbild für alle Zeiten ansehen, daß er sein handelspolitisches System nicht als das mustergültige bezeichnen könne, das ließ sich erwarten. Auch auf dem Continent mögen sich nicht Viele finden, deren Verehrung für die Formen von Friedrichs Regierung so weit ginge. Auch unter uns wird man im Allgemeinen das self-government für eine vollkommenere Gestalt des staatlichen Lebens und die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte für einen Fortschritt halten, den wir nicht um Alles gegen die Maximen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hingeben möchten.

Aber für den Geschichtschreiber Friedrichs des Großen ist ja die Frage nicht die, was in dem heutigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft das vollkommenste und wünschenswertheste ist, sondern was damals das Ausführbare war. Man kann heute der Ansicht sein, daß z. B. in Preußen der Absolutismus etwas völlig Ausgelebtes ist, und doch dafür halten, daß er vor hundert Jahren das einzig Mögliche war. Man kann die patriarchalische Bevormundung, das Vielregieren, das Sich-in-Alles-mischen im neunzehnten Jahrhundert lebhaft bekämpfen und das Alles gleichwol für das achtzehnte als eine unvermeidliche Nothwendigkeit ansehen. Daß man mit dem self-government und mit Handelsfreiheit im Jahre 1740, so wie Volk und Staat beschaffen war, nicht weit gekommen wäre, scheint doch wohl unbestreitbar; daß dagegen mit dem Absolutismus, wie ihn Friedrich übte, bewunderungswerthe Resultate erreicht wurden, ist eine Thatsache, die vor Augen liegt. Nicht an den freien Verfassungen des neunzehnten, sondern an dem Absolutismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts muß daher Friedrichs eigenthümliches Verdienst gemessen werden. Und dies eigenthümliche Verdienst liegt vorzugsweise darin, daß er die Staatspraxis des Versailler Königthums in Schatten gestellt und eine Bahn vorgezeichnet hat, in deren streng gezogenen Linien ein großer Theil der europäischen Welt zu einer besseren und menschlicheren Entwicklung hinübergeführt worden ist. Nur die oberflächlichste Betrachtung kann den Absolutismus, wie er von Ludwig XIV ausging und wie ihn Friedrich übte, für eins und dasselbe halten. Dort hieß es: der Staat bin ich; hier lautete die Devise: der König ist der erste Diener seines Staates. Dort ging der

Staat im Hofe auf, hier ward Alles mit eiserner Consequenz dem Staatswohl untergeordnet. Dort schlug die Monarchie in orientalischen Sultanismus über, hier gab sie in der eignen höchsten Anstrengung ihrer Kräfte zugleich allen andern ein Vorbild ihrer Pflicht. Dort opferte man die öffentliche Wohlfahrt königlichen und priesterlichen Launen, hier ward auf dem sprödesten Boden ein Zustand der allgemeinen Wohlfahrt, Sicherheit und Duldung geschaffen, den die Meisten zu beneiden Ursache hatten. Dort zerstörte man die natürliche Kraft der beglücktesten Staaten der Welt; hier ward in einem kleinen und armen Lande ein kernhaftes Geschlecht von Männern und ein Gemeinsinn großgezogen, der auch dann die Probe noch hielt, als feindliche Heere auf allen Seiten die schutzlosen Gebiete dieser Monarchie überschwemmt hatten. Die Schule von Fürsten und Staatsmännern, die sich nach diesem Muster bildete, macht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, trotz aller Irrthümer und Einseitigkeiten der Zeit, zu einer der wohlthätigsten Epochen für die Entwicklung der europäischen Menschheit.

Um aber auf kleinem Raume und mit bescheidenen äußeren Mitteln, umgeben von der Rivalität fast eines ganzen Welttheiles, eine Staatsmacht aufzurichten, wie sie Friedrich in Preußen schuf, dazu war der Grad von Arbeitsamkeit, wachsamer Sorge und unermüdlicher Anstrengung aller Kräfte nothwendig, die Friedrich entfaltet hat. Mit selfgovernment und freetrade hätte die Generation, die der große Kurfürst aus den Nöthen des dreißigjährigen Krieges emporhob und die unter Friedrich Wilhelm geschult und disciplinirt worden war, wahrscheinlich nicht viel ausgerichtet *). Wenn man darum anklagen will, muß man den Verlauf unserer deutschen Entwicklung im siebzehnten Jahrhundert verantwortlich machen, nicht aber den Mann, der mit diesem spröden Stoffe leistete was zu leisten war, um nach einem Leben voll Mühen und Sorgen zu dem wehmüthigen Ausruf zu kommen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu regieren.“ Mit

*) Vielleicht Ostfriesland, aber z. B. die halbslavische Bevölkerung Oberschlesiens gewiß nicht, der Friedrich noch 1783 befehlen mußte, ihm ihre Bittschriften nicht kniend zu überreichen.

einer blos allgemeinen Controle, wie Macaulay meint, war bei diesem Material und auf so engem Raume Großes nicht viel zu erzielen; die Spannkraft aller Federn mußte auf's Aeußerste in Anspruch genommen sein, wenn Staat, Heer, Finanzen zu der Größe gelangen sollten, die nothwendig war, um die neu errungene Weltstellung auszufüllen.

Zu sagen, Friedrich habe nichts anderes in sich gefühlt, „als eine rastlose und unersättliche Begierde, zu befehlen, sich einzumischen und seine Macht fühlbar zu machen", das heißt ihn selber und die Lage seines Staates gleich schwer verkennen. Aber Macaulay kann auch hier die üble Laune nicht bemeistern, die ihn vom ersten Satze seiner Arbeit an erfüllt hat. Für das Große und Verdienstvolle des innern Wirkens von Friedrich vermag er kaum eine karge und widerwillige Anerkennung auszusprechen; das Ungünstige wird mit Uebertreibung ausgemalt, bei Schwächen und Schattenseiten mit unverkennbarem Behagen verweilt. Er zeigt uns nicht das Bild des rastlosen, wachsamen, bis in seine Sterbestunde pflichtgetreuen und unermüdlichen Königs, sondern er sucht uns den abschreckenden Eindruck eines unruhigen Drängers (busybody) zu erwecken, mit dem verglichen selbst ein Tyrann oder Wüstling erträglich sein soll! Er zeigt uns nicht, wie der König sorgte, milderte, Recht übte, sondern er malt ihn uns, wie er an seinem Schreibtisch mißtrauisch die Siegel der Briefe und Depeschen prüft, weil er stets den Verdacht gehegt habe, er könne verrathen werden. Es genügt ihm nicht, zu sagen, daß diese Art von persönlicher Regierung den Nachtheil hatte, wenig Staatsmänner groß zu ziehen, er versichert uns vielmehr, Friedrich habe überhaupt Niemanden gewollt, als Schreiber und Copiermaschinen. Er hat kein Wort der Anerkennung für des Königs eigene Thätigkeit; es dauern ihn nur die armen Cabinetsräthe, „die das ganze Jahr arbeiten müssen, wie Negersclaven zur Zeit der Zuckererndte." Er hat kein Verständniß für die selbstverleugnende Sparsamkeit, die der König wie allen andern, so auch sich selber auferlegte; er sucht ihn vielmehr lächerlich zu machen, indem er von seiner ärmlichen Garderobe und von der strengen Controle seiner Hofausgaben ein karrikirtes Bild entwirft. Denn Carrikatur ist es doch, wenn er seinen britischen Lesern erzählt, keine Flasche Champagner sei „ohne des

Königs ausdrücklichen Befehl" entkorkt worden, oder wenn derselbe mehr als vier Thaler für 100 Stück Austern zahlen sollte, so habe er einen Lärm gemacht, wie wenn einer seiner Generale eine Festung an Oesterreich verrathen hätte." Nicht einmal das findet Gnade vor den Augen des Geschichtschreibers, daß Friedrich noch in spätern Alter, krank und hinfällig, seine anstrengenden militärischen Rundreisen machte; Macaulay scheint auch hier zu glauben, daß er aus purer Liebhaberei zum Befehlen und Sich-in-alles-mischen diese mühevollen Fahrten unternommen habe. Er tadelt es wenigstens, „daß Friedrich nicht Revue hielt, wie Könige gewöhnlich Revue halten, sondern mit der kleinlichen Aufmerksamkeit und Strenge eines alten Unteroffiziers, der Rekruten einexercirte." Friedrich wußte, warum er das that; als man in Preußen einmal anfing, Revuen zu halten, „so wie die Könige sie gewöhnlich abhalten," da ließ auch der Verfall seines Werkes nicht lange auf sich warten.

Die Schilderung, die der britische Geschichtschreiber von Friedrich's Thätigkeit entwirft, gibt, wie schon diese Proben zeigen, von der eigenthümlichen Art des Königs ein ganz falsches Bild. Eben das Unruhige und Krampfhafte, das Ueberreizte einer befehlerischen Natur („morbid activity" nennt es Macaulay) war nicht seine Weise; er liebte eine wenn auch angestrengte, doch gesunde und regelmäßige Thätigkeit. Er arbeitete, schrieb Briefe, musicirte, liebte eine heitere Tafel, und erledigte Staatsangelegenheiten mit der gleichen Intensität, wie er sich dem Scherz und der geselligen Unterhaltung hinzugeben vermochte. Seine Cabinetsordres, deren Preuß allein bis zum siebenjährigen Kriege über zwölftausend vor Augen gehabt hat, sind klassisch durch den Geist unermüdlicher Sorge für alle Verhältnisse des Staats, durch den gesunden und klaren Sinn, der aus ihnen spricht, und die hohe Gerechtigkeitsliebe, die sich im Ganzen und Einzelnen darin kund gibt. Wer die davon veröffentlichten durchliest, wird unwillkürlich frappirt durch die praktische Verständigkeit, wie durch das richtige Eingehen in die verschiedenartigsten Verhältnisse. Auch die bekannten lakonischen Marginalresolutionen tragen, wenn sie gleich formloser sind, dasselbe Gepräge; in jenen ersten herrscht durchweg der geschäftliche Ernst und die königliche Würde, in den letzteren findet sich nicht selten eine scherzhafte oder sarkastische

Wendung, aber auch dann trifft er in der Regel den Nagel auf den Kopf, niemals wird dem Witz die Sache geopfert. Das lebt jetzt noch in der Ueberlieferung des Volkes. In hundert und aber hundert Anekdoten wird der gesunde Menschenverstand und die zutreffende Schärfe eines unbestechlich gerechten Sinnes, womit der König Großes und Kleines zu erledigen verstand, auch heute noch verherrlicht.

Was Alles in diesen Entscheidungen enthalten ist, hätte von einem so unerbittlichen Kritiker, wie Macaulay, doch wenigstens mit einem Wort berührt werden dürfen. Wie der König allen Classen der Bevölkerung gerecht zu werden trachtete, vom verarmten Edelmann an bis zum bedrängten Lehensbauern herab, wie er Heer und Finanzen hob, den Anbau des Landes in wahrhaft großartiger Weise förderte, neue Colonisten heranzog, keinen Zweig der Cultur und der Industrie unberücksichtigt ließ, Straßen, Canäle und Häfen anlegte, dem Lande ein gemeinsames Recht gab, das ist doch wohl der Erwähnung werth, denn es schuf die materiellen und moralischen Mittel, einen ungeheuern Krieg von sieben Jahren leidlich zu überstehen. Nicht Alles, was versucht ward, gelang; auch mag es der vornehmen historischen Betrachtung klein scheinen, wenn der König sich um Obstbäume, Gemüse, spanische Schafe und Ziegeldächer bekümmert, allein es galt hier noch immer, die Wunden dreißigjähriger Verödung zu heilen und den Arbeitstrieb zu erwecken, der einmal angeregt auch schon die Wege fand, sich selbstthätig weiter zu helfen. Daß es dieses Spornes um's Jahr 1740 noch bedurfte, weiß Jeder, der die deutschen und preußischen Zustände jener Zeit genauer kennt. Und ein nennenswerthes Ergebniß war es doch, daß des Königs Fürsorge bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges etwa 280 neue Dörfer angelegt und mit tüchtigen Unterthanen bevölkert hatte; oder daß er z. B. die Oderbrüche urbar machte und mit Stolz sagen konnte: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe." Das gegebene Beispiel wirkte, seit die Früchte sichtbar wurden, durch ganz Deutschland; es wäre der Mühe werth, diese Wirkung einmal statistisch genauer zu verfolgen. Im dreißigjährigen Kriege waren unsere Fürsten und ihre auswärtigen Verbündeten auf bestem Wege, uns aus der errungenen Cultur in die Wälder und Einöden des Urzustandes zurückzuscheuchen; hier kam

einmal einer, welcher der Cultur ihr verlorenes Terrain unermüdlich zurückeroberte.

„So war Friedrich der Regent," mit diesen Worten beschließt Macaulay seine sehr dürftig und einseitig entworfene Skizze von des Königs innerer Thätigkeit, um sich mit sichtbarer Ungeduld zu dem Hofleben und persönlichen Umgang Friedrichs zu wenden. Das ist freilich ein ergiebigeres Material für eine Darstellung, wie sie der Brite geben will. In der großen Politik, in der inneren Verwaltung da war doch hie und da ein karges Wort der Anerkennung nicht zu vermeiden; aber in den geheimen Räumen des Schlosses von Sanssouci, im Umgang mit Poeten und Schöngeistern, da ist reicher Stoff zum Skandal, da fehlt es nicht an großen und kleinen Menschlichkeiten, da gibt es Händel und Tracasserien, die nach beiden Seiten hin unerquicklich sind; welch treffliche Gelegenheit für einen Schriftsteller, dem es nun einmal mehr darum zu thun ist, Carricatur als Geschichte zu malen. Wir sagen kein Wort zu viel; unter Allem, was die Macaulay'sche Arbeit Anstößiges bietet, ist uns kaum etwas so widrig erschienen, wie die eilfertige Kürze, womit alle großen historischen Momente Friedrichs abgethan sind, verglichen mit der behäbigen Breite, womit die Händel Friedrichs mit Voltaire ausgemalt werden.*)

Die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten tritt hier noch stärker als in den übrigen Parthien hervor. Es macht dem Autor sichtbares Vergnügen, Voltaire recht kleinlich, eitel, habsüchtig, den König recht launenvoll, geizig und boshaft zeichnen zu können. Er verbirgt zwar nicht, daß Voltaires Benehmen auch die Geduld eines andern Mannes, als Friedrich war, hätte ermüden müssen, aber er folgt doch in dem Urtheil über Friedrich uns allzu willig dem trüben Strom verleumdrischer Nachreden, deren Quelle bis heute vorzugsweise Voltaire ist. Daß der König für wirkliche Freundschaft empfänglich war, kann nur der leugnen, der weder sein Leben noch seine Schriften studirt hat; aber das Schicksal hatte ihm früh die Besten

*) Es fällt schon äusserlich in die Augen. Der innern Politik Friedrichs werden acht (S. 30—38 der Tauchnitz'schen Ausgabe), den Hof- und Privathändeln sechszehn Seiten (S. 38—54) gewidmet.

seiner Freunde weggenommen. Suhm, Jordan, Keyserlingk, Winterfeldt, die Freunde seiner Jugend, fehlten dem Manne; die Wenigsten von denen, die er sich später heranzog, vermochten den Verlust zu ersetzen, aber die es werth waren, Freunde zu heißen, wie Lord Marischal, wurden auch als solche geschätzt. Daß Friedrich die Schmarotzer und Lustigmacher nicht in gleichem Werthe hielt, können wir nicht tadeln; daß er sie nicht reich machte, scheint uns für den Regenten sogar lobenswerth. Daß gar Manche von denen, die er amüsant als Tischgesellschafter gefunden hat, nicht dazu angethan waren, Menschenachtung in ihm zu nähren, das ist zu beklagen; aber die Schuld lag dabei nicht sowohl am König, als an den andern. Daß er Leute brauchte, die ihn amüsirten und die er zugleich verachten konnte, ist geradeso richtig und zutreffend, wie der Vergleich mit Commodus. Gleichwie dieser, so lautet die geistreiche Parallele, mit dem Schwerte einst gegen einen unglücklichen nur mit dem Rappier bewaffneten Gladiator in die Arena herabgestiegen sei und nachdem er das Blut des wehrlosen Opfers vergossen, Medaillen zum Gedächtniß seines unrühmlichen Sieges habe schlagen lassen, so habe auch Friedrich im Wortgefechte seine Triumphe gefeiert!

Es drängt sich Einem freilich auch hier der gleiche Eindruck wie früher auf: wer zu viel beweist, der beweist nichts. Indem Macaulay in den übertriebensten Ausdrücken des Königs angebliche Bosheit und seine Schadenfreude an der Schwäche Anderer ausmalt, indem er jede Situation des Lebens, Hunger und Leibeigenschaft nicht ausgenommen, für beneidenswerther erklärt, als die Aufgabe Friedrichs Gesellschafter zu sein, indem er den ärmsten Londoner Autor, „der auf einer Hausflur schlief, und im Keller zu Mittag aß", als einen glücklicheren Mann bezeichnet, als irgend einen der Hausgenossen des Königs, indem er so die grellsten Farben aufträgt, weckt er von selbst auch dem ganz Unkundigen einen Zweifel an der Richtigkeit des Bildes, da sich doch immer noch Freiwillige gefunden haben, die sich in diesen Sclavendienst des Königs begaben. In der That ist denn auch diese Parthie des Macaulay'schen Essay der Revision fast in jedem Satze bedürftig; wir unterlassen es dem Einzelnen nachzugehen, weil uns überhaupt der Friedrich auf dem Throne, nicht Friedrich der Poet und Gesellschafter zu Sanssouci,

als der rechte Stoff für den Geschichtschreiber erscheint. Selbst wenn das Zerrbild, das Macaulay von dem Letztern entwirft, so richtig wäre, wie es parteiisch ist, so bliebe immer der Erste noch groß genug, um ein beneidenswerther Vorwurf für jede historische Behandlung zu sein. Daß unser britischer Geschichtschreiber diesen obersten aller Grundsätze vergessen hat, ja es naiv ausspricht (S. 38) „vielleicht würde durch das, was in Friedrichs Erholungsstunden vorging, mehr Licht auf seinen Character geworfen, als durch seine Schlachten oder seine Gesetze", daß er darnach auch seinen Stoff vertheilt — das ist eine Thatsache, von der es genügt, einfach Act zu nehmen; es ist damit gewissermassen das πρῶτον ψεύδος der ganzen Arbeit enthüllt.

Das läßt sich auch in dem letzten Abschnitt, der die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges gedrängt zusammenfaßt, deutlich durchfühlen. An unwillkürlicher Anerkennung der Größe des Mannes fehlt es zwar hier nicht; und diese Anerkennung macht mehr Eindruck, weil sie wie unfreiwillig durch eine Wolke von Vorurtheilen hindurchbricht; allein der Mißton, der durch die Arbeit von Anfang an hindurchging, läßt es auch hier zu einer ungetrübten Empfindung des Autors selber nicht kommen. Wenn Friedrich von den ersten Schicksalsschlägen schwer getroffen wird, so ruft der Geschichtschreiber wie schadenfroh: „der Spötter, der Tyrann, der strengste, der cynischeste der Menschen war sehr unglücklich." Wenn er beim Tod derer, die ihm theuer waren, weicher, menschlicher Empfindung nachgab — so heißt es: „er empfand den Verlust tiefer, als man von der Härte und Herbheit seines Charakters hätte erwarten sollen." Wenn er inmitten hoffnungsloser Zustände sich aufrafft, in Briefen und poetischen Ergüssen Trost und Zerstreuung sucht, so findet Macaulay es lächerlich, ja fast komisch, daß er in solcher Situation noch so viel mittelmäßige Verse habe schreiben können. Mit einem Wort, der übellaunig schulmeisternde und nergelnde Ton verläßt den Geschichtschreiber selbst da nicht, wo sonst auch für ihn große Eindrücke genug vorlägen, um darüber die kleinliche Fliegenjagd zu vergessen. Wohl imponirt auch ihm die Größe der Sache und des Mannes; auf den Blättern, wo er das ungeheure Mißverhältniß in dem Kampfe, der bevorstand, zutreffend schildert, faßt er in einem Satz das

Alles zusammen, was Friedrichs Staat stark machte; es ist ein Geständniß, das ganze Seiten seiner vorangegangenen Kritik aufwiegt. In diesem dürftigen, aber gedrungenen und wohlgeübten Körper, sagt er, war nichts als Sehnen, Muskeln und Knochen; kein Staatsgläubiger sah nach Dividenden, keine entfernten Colonien forderten Vertheidigung, kein Hof gefüllt mit Schmeichlern und Maitressen verschlang den Sold von fünfzig Bataillonen. Oder er sagt vom Jahr 1757: es ließe sich bezweifeln, ob sich in Hannibals, Cäsars oder Napoleons Leben ein gleicher Zeitraum finde, der damit die Parallele aushalte, — aber er fügt auch gleich hinzu, daß Friedrich „damals Oden und Episteln hervorgebracht, ein wenig besser als die Cibber's und ein wenig schlechter als die Hayley's."

Als wenn Friedrich damals nichts anderes zu Papier gebracht hätte, als Oden und poetische Episteln! Er hat auch Briefe geschrieben, die wir zum Verständniß seines Wesens so wenig missen möchten, als seine glänzendsten Thaten auf dem Schlachtfeld.

Das Jahr 1757 wird ewig denkwürdig bleiben durch die wunderbaren Umschläge des Schicksals, die es auszeichnen. Im Frühling, nach der Prager Schlacht, stand Friedrich auf dem Höhepunkt seines Glückes. Zwar war es ihm nicht gelungen, durch den Ueberfall von Sachsen die drohende Coalition noch im Keime zu ersticken, allein er hatte doch die letzten Monate des Jahres 1756 einen glücklichen Feldzug geführt, einen der künftigen Feinde entwaffnet, sie alle zusammen in noch unfertiger Rüstung überrascht und ihnen von Neuem den Ruf seiner Unbesiegbarkeit ins Gedächtniß gerufen. Im Frühjahr 1757 war er dann mit einem raschen Schachzug glücklich in Böhmen eingedrungen, hatte dem Feind vor Prag eine siegreiche Schlacht geliefert und stand nun vielleicht nach noch einer glücklichen Waffenthat auf dem Wege nach Wien. Zwar hatte die Schlacht vom 6. Mai gewaltige Opfer gekostet, aber die Erfolge schienen solchen Preises werth; das feindliche Heer war geschwächt, zerrüttet, führerlos, in Prag wie in Wien hatte man einen Moment die Fassung verloren und sah im Geiste schon den verhaßten Feind vor den Thoren der Hauptstadt. Es war kein vermessener Gedanke, durch einen glücklichen Schlag gegen die heranrückende Armee Dauns diesen unschädlich zu machen, unter dem Eindruck eines solchen Sieges Prag zur Uebergabe zu

zwingen und dann der wehrlosen Kaiserin den Frieden zu dictiren. Gelang am 18. Juni der Sturm auf die Höhen von Krzechorz so vollständig, wie es Anfangs den Anschein hatte, ward die an dieser Stelle durch den Angriff überraschte österreichische Linie von der rechten Flanke her aufgerollt, so waren die kühnsten Hoffnungen Friedrichs erfüllt und die Geschichte hätte kaum einen vom Glück mehr begünstigten Mann zu nennen gehabt, als ihn. Von Mollwitz bis Kolin eine Reihe von Erfolgen, über die nur hie und da eine leichte Wolke hinzuziehen schien, um das Verdienst und Glück des Siegers desto glänzender strahlen zu lassen! Es war vom Schicksal anders bestimmt: alle Ungunst und alle Bitterkeit des Mislingens sollte über ihn hereinbrechen, auf daß sich seine eigenthümliche Größe erst recht bewähre. Es war wie eine Bestätigung des antiken Spruches, nur der sei ein Liebling der Götter, der in Freude und in Leid das Höchste erfahren.

Es war ein so jäher Glückwechsel, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat; am Vormittag hatte er in heiterster Stimmung und voll Siegeszuversicht seine Truppen zur Schlacht geführt, am Abend lag der beste Theil seines Heeres und der Zauber seiner Unbesiegbarkeit zerschmettert am Boden. Hatte ihn bis dahin die Hoffnung aufrecht gehalten, das Gewitter, das sich über ihm zusammenzog, theilen zu können, so sprach jetzt alle menschliche Wahrscheinlichkeit dafür, daß er durch vereinte gewaltige Schläge zermalmt werden würde. Die eherne Unempfindlichkeit Napoleons lag nicht in seinem Wesen; die ursprünglich weiche Natur in ihm kam wieder zu ihrem Rechte, er hing dem Schmerze völlig nach, er vergoß Thränen. Aber es war nur ein Augenblick; dann erhob er sich mit seiner ganzen Elasticität und dachte an Mittel der Abhülfe. Er tröstete sich nicht, wie manche andere Größe, mit dem faulen Trost, daß er durch die Uebermacht oder durch das Ungeschick Anderer oder durch Verrath erlegen sei; er machte seinem Unmuth nicht etwa Luft durch Schmähreden über die Sieger. „Die kaiserlichen Grenadiere, schrieb er an Lord Marischal, sind eine bewundernswerthe Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war . . . die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gutbedienten Artillerie; sie macht dem Liechtenstein Ehre, welcher ihr vor-

steht. Ich hatte zu wenig Infanterie, ich hätte deren mehr nehmen sollen. . . . Der Erfolg, mein lieber Lord, flößt oft ein schädliches Vertrauen ein; wir werden unsre Sache ein anderes Mal besser machen." Und in einer erst vor Kurzem bekannt gewordenen Aufzeichnung, die aus den nächsten Wochen nach der Schlacht stammt, *) schreibt er: „ich zweifle nicht, daß es in der Welt viel gescheitere Leute gibt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein und werde diese Gefühle bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren." Er hatte ein Recht dies von sich zu sagen; denn schon Monate vor der Schlacht hatte er eine Instruktion für den Fall des Todes oder der Gefangenschaft erlassen, die jene heldenmüthige Hingebung für die Gesammtheit in jedem Zuge bestätigt. **) „Sollte ich fallen, sagt er, so müssen die Geschäfte ihren Gang fortgehen ohne die geringste Störung und ohne daß man merkt, daß sie in anderer Hand liegen. Sollte ich das Unglück haben gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man irgend welche Rücksicht auf meine Person nehme oder den geringsten Werth auf das lege, was ich etwa aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn solch ein Unglück mir begegnete, so will ich mich für den Staat opfern; man soll dann meinem Bruder gehorchen. Er wird mir, wie alle Minister und Generale mit seinem Kopf dafür haften, daß man weder eine Gebietsabtretung noch ein Lösegeld für mich biete, sondern daß man den Krieg so fortführe, wie wenn ich nie in der Welt gewesen wäre."

Aber Kolin war nur der Anfang einer bittern Wendung des Schicksals. Es folgte seines Bruders unglücklicher Rückzug, der Verlust von Zittau, der Schlag von Hastenbeck und Kloster Seven, Apraxins Sieg bei Großjägerndorf und der unglückliche Kampf bei Moys. Sein Land ist nun vom Feinde besetzt, die Russen stehen in Preußen, die Oesterreicher in Schlesien, die Schweden haben Pommern, die Franzosen Westfalen; die einzigen Verbündeten die er hat, stehen auf

*) Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 269 f.

**) Oeuvres de Frédéric XXV. 318.

dem Punkte abzufallen, die Uebermacht der Gegner und ihr Zusammenwirken beginnt erst jetzt sich zu entfalten. Das eigene Heer ist stark gelichtet und zum Theil entmuthigt, die Feldherrn herabgestimmt, die nächsten Anverwandten murren über ihn und rufen nach Frieden. Und damit dem öffentlichen Leid auch das persönliche nicht fehle, starb ihm unter dem Eindruck der Hiobspost von Kolin die Mutter, und der Ueberfall von Moys hatte ihm einen der liebsten Freunde, Winterfeldt, gekostet.

Es waren harte Proben auch für einen so unempfindlichen Mann, wie er nach Macaulay gewesen sein soll; aber er beugte sich nicht. Nicht irgend eine selbstsüchtige Betrachtung, sondern das Gefühl höherer Pflicht hält ihn aufrecht. Wäre ich bei Kolin getödtet worden, schrieb er zwar resignirt an d'Argens, so wäre ich im Hafen ohne Furcht vor Stürmen; jetzt aber muß ich noch auf dem stürmischen Meere fahren, bis ein klein Stück Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können. Aber er schreibt auch dem Nämlichen: „Betrachten Sie mich wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche geschossen hat. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Leiden, öffentliche Calamitäten und bevorstehende Trübsal, das ist meine Nahrung. Dennoch glauben Sie nicht, daß ich nachgebe und wenn alle Elemente zu Grunde gingen, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit so kaltem Blute begraben lassen, als ich Ihnen dies schreibe. In dieser schrecklichen Zeit muß man sich mit ehernen Eingeweiden und stählernem Herzen waffnen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren.“ Und an die Lieblingsschwester, die Markgräfin, die auch einen Moment erschüttert ihm zu Entschlüssen der Nachgiebigkeit gerathen hatte: „Wenn ich nur meiner Neigung folgte, so hätte ich mich gleich nach der unglücklichen Schlacht fortgemacht; allein ich habe gefühlt, daß das Schwäche wäre und daß es meine Pflicht sei, das Uebel wieder gut zu machen, das geschehen war. Meine Anhänglichkeit an den Staat hat sich geregt und ich habe mir gesagt: Im Glücke sind die Vertheidiger nicht selten, aber im Unglück. Ich mache mir eine Ehrensache daraus, all' dies Misgeschick wieder gut zu machen. Trotz aller Unfälle bin ich sehr entschlossen, gegen das Misgeschick zu ringen; aber ebenso fest ist auch mein Entschluß,

nie meine Schande und den Schimpf meines Hauses zu unterzeichnen.“ *)

Es folgten die Schläge von Roßbach und Leuthen, die das welthistorische Jahr auf's denkwürdigste abschlossen. Die Unfälle des Sommers erschienen jetzt nur wie eine schwere Prüfung des Helden, aus der er glänzender und größer hervorgegangen. Nicht nur, daß die Folgen der vorangegangenen Niederlagen zum Theil dadurch gut gemacht waren, es war auch die alte Zuversicht im Heer und Volke wieder hergestellt, der Zauber und Schrecken von Friedrichs Namen war den Feinden furchtbarer, als selbst vor den Tagen von Kolin; an Roßbach erhob sich die vaterländische Begeisterung in ganz Deutschland, an beiden Siegen zusammen entzündete sich das Interesse und die Bewunderung der gesammten Welt. Sagt doch auch Macaulay, nachdem er die Bedeutung des Tages von Roßbach hervorgehoben: selbst die Begeisterung Deutschlands für Friedrich kam kaum der Begeisterung Englands gleich. Der Geburtstag unseres Verbündeten wurde mit ebenso großem Enthusiasmus gefeiert, wie der unseres eigenen Souverains, und in der Nacht waren die Straßen von London glänzend illuminirt. Abbildungen des Helden von Roßbach, mit seinem dreieckigen Hut und seinem langen Zopf waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird bis zum heutigen Tag in den Gastzimmern altmodischer Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Porträts von Friedrich für eins von Georg II. finden.

In der That hat Friedrich und sein Heer niemals eine glänzendere Zeit gehabt, als die vier Wochen von Roßbach bis Leuthen. Der herrliche Sieg vom 5. November, diese „bataille en douceur“, wie sie der König in einem Briefe an die Markgräfin nannte; dann der bewunderungswürdige Marsch nach Osten, wo ihm die Unglücksbotschaften aus Schlesien und die Trümmer seines Heeres entgegenkamen, die frische Zuversicht, die er den Geschlagenen und Entmuthigten mittheilt, der kühne Entschluß mit einigen dreißigtausend Mann über achtzigtausend anzugreifen, die heldenmüthige Ansprache an die Officiere und die Todesverachtung, womit Alle dem König folgten, endlich die Schlacht bei Leuthen selbst — das ist eine Summe so mächtiger

*) Oeuvres XIX, 43, 44; XXVII, 1, 304. f.

Dinge, daß wenn Friedrich nichts als Dies gethan hätte, sein Name unsterblich bliebe für alle Zeiten. Wir wissen nicht, auf welche Zeit Macaulay seine Bemerkung bezieht, es habe der preußischen Armee die religiöse Begeisterung, welche die Schaaren Cromwell's erfüllte, ebenso gefehlt, wie der patriotische Eifer, die Ruhmesliebe und die Hingebung an einen großen Führer, welche die Garde Napoleons bezeichnet habe, — zu dieser Zeit stimmt sie in jedem Falle nicht. Sie paßt freilich auch nicht auf die Kämpfer von Prag und Kolin, nicht auf die Helden von Zorndorf, oder auf die im furchtbarsten nächtlichen Ueberfall wunderbar bewährte Widerstandskraft bei Hochkirch, aber vor allem am wenigsten paßt sie auf die Heldenschaar, die in begeisterter Hingebung ihrem Führer folgte, obwohl sie wußte, daß sie einen doppelten, fast dreifachen Feind von unverächtlicher Kraft zu bekämpfen hatte. Unter Absingung geistlicher Lieder zogen sie zu der Entscheidungsschlacht, die Schlesien wieder erringen sollte. „Meint Er nicht," sagte der König, wahrscheinlich zu Zieten, „daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Und als der Sieg erfochten war, stimmte bei der Verfolgung des Feindes auf dem nächtlichen Marsch ein Grenadier das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" und die Tausende des Heeres stimmten darin ein. Die Dunkelheit und Stille der Nacht, sagt Retzow, und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gab dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen.

Etwas von dieser Stimmung bewegte auch den König selbst. „Wenn je Preußen," schrieb er an Keith, „Ursache gehabt hat, das „Herr Gott Dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit." Uebermüthig hatte ihn der Sieg nicht gemacht. Fast scherzend lehnt er die freigebigen Lobsprüche von d'Argens ab. „Ihre Freundschaft, mein Lieber, verführt Sie; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsar bin ich nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Die Noth, die Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben."*) Seine höchste Hoffnung war auch jetzt nur der Friede;

*) Oeuvres XIX, 47.

er war nicht lüstern nach neuen Schicksalsproben, wie sie das abgelaufene Jahr gebracht hatte. „Wenn das neue Jahr, schrieb er an Prinz Heinrich auf dessen Glückwunsch, so grausam sein sollte, wie das eben abgelaufene, so wünsche ich, es wäre das letzte meines Lebens.“*)

Das neue Jahr war aber nicht dazu angethan, die Wunden des vorangegangenen zu heilen. Der mißlungene Zug nach Mähren, die nur mit furchtbaren Opfern erkaufte Abwehr der Russen bei Zorndorf, der schwere Schlag von Hochkirch, der Verlust des Bruders, der Lieblingsschwester und eines Waffengefährten wie Keith war, — das war fast ein erneuertes Kolin, ohne die aufrichtende Macht, die Roßbach und Leuthen gebracht hatten. Die Briefe, die er in jenen Tagen an Prinz Heinrich, an d'Argens, an Marischal schrieb, lassen die Stimmungen erkennen, die das Herz des Königs zerrissen. Er hatte wohl ein Recht zu dem bittern Wort: „C'est un metier de chien que je fais; si la moindre mesure me manque, je suis perdu.“ „Ich habe Alles verloren,“ schrieb er an d'Argens, „was ich geliebt und geachtet habe auf dieser Welt; ich sehe mich nur noch von Unglücklichen umringt, die durch das Unglück der Zeiten gehindert sind, mir beizustehen. Vor meiner Einbildungskraft steht der Untergang unserer schönsten Provinzen und die Gräuel, welche diese wilden Thiere verübt haben.“ Und doch durfte er nicht zeigen, wie tief ihn das Alles angriff. „Trotz alles dessen, was ich empfinde,“ schrieb er dem Prinzen Heinrich, „mache ich gute Miene zum bösen Spiel und suche, so weit es an mir ist, die Leute nicht zu entmuthigen, die man mit der Hoffnung und dem Selbstvertrauen allein führen kann.“**)

So arbeitete er rastlos fort, schrieb, dichtete zum Zeitvertreib, scherzte selbst unter Thränen, und behandelte in seinem Briefwechsel literarische Fragen mit demselben Gleichmuth, wie wenn er mitten im Frieden seinen Palast zu Sanssouci bewohnte. Die Elasticität womit er das trieb, alte und moderne Autoren las, sich Bücher auf Bücher kommen ließ, ernste und frivole Dinge in seiner Correspondenz verhandelte, ist in der That staunenswürdig; sich darüber so zu verwundern, wie Macaulay thut, und die schlechten Verse zu urgiren, die dieser

*) Oeuvres, XXVI, 170.

**) Oeuvres XIX, 54. XX, 270, 273. XXVI, 179.

„vigilant resolute sagacious blue-stocking“ ſchrieb, — das iſt unter den vielen Naivetäten, die der Aufſatz des Briten liefert, unſtreitig eine der größten.

Friedrich ſelber hat ſich über ſeine damalige Lebensweiſe deutlich genug ausgeſprochen. „Ich weiß nicht,“ ſchrieb er im Frühjahr 1759 an d'Argens, *) „was mein Schickſal ſein und wie ſich die Dinge wenden werden. Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um mich zu halten, und wenn ich erliege, ſoll es der Feind theuer bezahlen.... Meine Winterquartiere habe ich als Karthäuſer zugebracht. Ich eſſe allein, ich bringe meine Zeit mit Leſen, mit Schreiben zu und ſoupire nicht. Wenn man traurig iſt, ſo koſtet es Einem auf die Länge zu viel Mühe, ſeinen Verdruß unaufhörlich zu verbergen, und es iſt dann beſſer, ſich allein zu betrüben, als ſeinen Verdruß unter Andere zu bringen. Es tröſtet mich jetzt nichts, als die Anſtrengung, welche durch Arbeit und fortgeſetzte Beſchäftigung geboten iſt. Dieſe Zerſtreuung, ſo lange ſie dauert, zwingt dazu trübe Gedanken fern zu halten; aber leider, wenn die Arbeit zu Ende iſt, tauchen ſolche Gedanken mit der ganzen Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks von Neuem auf.“

Mit einer gedrängten Skizze der Ereigniſſe von Zorndorf an bis zum Ende des Krieges ſchließt die Macaulay'ſche Monographie. Dieſe letzten ſechs Blätter ſind das Beſte und Unbefangenſte an der ganzen Arbeit. „Es war vom Schickſal beſchloſſen,“ ſagt der Autor, „daß die Faſſung dieſes ſtarken Geiſtes raſch hintereinander durch beide Extreme des Glückes verſucht werden ſolle. Dicht hinter der Reihe von Triumphen kam eine Reihe von Unglücksfällen, die den Ruhm faſt jeden andern Führers verdorben, ſein Herz gebrochen haben würden. Indeſſen Friedrich war inmitten ſeiner Unglücksfälle ein Gegenſtand der Bewunderung für ſeine Unterthanen, Verbündeten und Feinde. Ueberwältigt vom Mißgeſchick, lebensſatt, hielt er dennoch den Kampf, größer in Niederlage, in Flucht, in ſcheinbar hoffnungsloſem Untergang, als auf den Feldern ſeiner ſtolzeſten Siege.“

An keiner Stelle tritt dies mehr hervor als nach dem Schlage von Kunersdorf. Der jähe Uebergang vom glänzendſten Siege zur furchtbarſten Niederlage, war gewaltig genug, um auch ſeine Zuverſicht einen

*) Oeuvres XIX, 56.

Moment zu erschüttern. Er sucht den Tod; „kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ soll er zuletzt mitten im Kampfgewühl gerufen haben, bis ihn Prittwitz vor den verfolgenden Kosaken deckte und die Adjutanten sein Pferd am Zügel mitfortschleppten. Der Brief an Finkenstein, noch am Tage der Schlacht geschrieben, zeigt eine ähnlich hoffnungslose Stimmung.*) Aber es war nur ein Moment. Wie die Feinde ihren Sieg unbenützt ließen und statt den letzten entscheidenden Streich zu führen, in unfruchtbarem Hader die Zeit verderben, da hat auch Friedrich seine ganze Elasticität wieder gefunden. Schon vier Tage nach der Schlacht schreibt er an Prinz Heinrich einen Brief, der zwar die bedrängte Lage und die Seelenschmerzen, die er erlitt, unverhüllt darlegt, aber doch die Stimmung des Verzweifelns überwunden hat. „Zählen Sie darauf, daß so lange ich die Augen offen habe, ich den Staat aufrecht halten werde, wie es meine Pflicht ist.“ Aehnlich lauten die gleichzeitigen Briefe an d'Argens; sie zeigen den König ebenso ungebeugt in seinem Widerstand, wie entschlossen, die Erniedrigung unter die Feinde nicht zu erleben. „Ich schildere das Einzelne nicht,“ schreibt er acht Tage nach der Niederlage, „was meine Situation so grausam macht. Ich sage davon nichts; das Uebele soll nur für mich existiren, das Gute für die Meinung der Welt. Glauben Sie mir, es gehört etwas mehr als Festigkeit und Standhaftigkeit dazu, um da zu halten, wo ich bin. Aber ich sage es Ihnen offen, wenn Unglück mich trifft, seien Sie überzeugt, daß ich dann den Untergang und die Verwüstung nicht überleben werde.“**) Wohl zählt er selber in einem Briefe an Prinz Heinrich das Wiederaufraffen nach Kunersdorf zu den „Mirakeln des Hauses Brandenburg“, aber er macht sich doch über seine Lage im Ganzen keine Illusion. „Ich werde mich ohne Zweifel schlagen,“ schrieb er an d'Argens, „aber schmeicheln Sie sich nicht über den Ausgang. Ich verspreche mir nichts Gutes davon. Meine unerschütterliche Treue gegen das Vaterland, meine Ehre lassen mich das Alles unternehmen; aber diesen Gefühlen steht die Hoffnung nicht zur Seite. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten.“

In dieser resignirten Stimmung sah er der Katastrophe des

*) Oeuvres XXV, 306.

**) S. Oeuvres de Frédéric XIX, 78, 82, 85; XXVI, 199.

Krieges entgegen. „Ich soll, schreibt er im Herbst 1760 an d'Argens,*) herkulische Arbeiten in einem Alter verrichten, in welchem mich die Kräfte verlassen, meine Schwächen zunehmen und selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie kennen die Umstände nicht genug, um sich einen deutlichen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne und verschweige sie, behalte alle meine Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen und die wenigen guten Neuigkeiten mit, die ich ihr anzeigen kann. Gelingt der Streich, auf den ich denke, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen; bis dahin wollen wir uns mit nichts schmeicheln, damit uns eine unerwartete üble Neuigkeit nicht zu sehr niederschlage."

Noch vor der Wendung des Krieges, eben an dem Tage, wo die Nachricht von dem Tode der Czarin eintraf, schrieb er: Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; Alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, nichts ist gelungen. Wenn die Glücksgöttin fortfährt, mich so unerbittlich zu verfolgen, so werde ich ohne Zweifel erliegen; sie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen. Ich rette mich daraus, indem ich das All im Großen betrachte, wie der Beschauer eines fernen Planeten: dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich um so geringe Dinge so viel Mühe machen. Was würde aus uns ohne Philosophie werden! Ohne Nachdenken, ohne Losreißen von der Welt! Ohne die vernünftige Verachtung, welche uns die Kenntniß eitler und vergänglicher Dinge einflößt! . . . . Das ist die Frucht, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten reift.

Daß die frische Lebensfreude der Jugend in so furchtbaren Prüfungen schwand, das ist wohl zu begreifen. Schon kurz nach dem Schlag von Kunersdorf schrieb er:**) „nach Beendigung des Krieges werde ich mir einen Platz im Invalidenhause erbitten, so weit bin ich herunter gebracht. . . . . Wir dürfen die Schnellkraft nicht zu stark

*) Oeuvres XIX. 191.

**) Oeuvres XIX. 93.

anspannen, sonst erschlafft sie." Und bald nach der Liegnitzer Schlacht sagt er:*) Meine Munterkeit und meine gute Laune ist begraben mit den geliebten und achtungswerthen Menschen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist schmerzlich und betrübt. Aber er fügt im nämlichen Briefe hinzu: Sie reden mir immer zu viel von meiner Person. Sie sollten wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht thue und kämpfe für mein Vaterland, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.

Als der Sieger von Jena im höchsten Uebermuth des Glückes und voll Haß gegen Alles, was preussisch hieß, nach Sanssouci kam, sagte er zu seiner Umgebung: voilà un endroit qui mérite notre respect. Wir sollten denken, auch für die Geschichtschreibung wäre nach der Probe, die uns Macaulay gegeben hat, diese Mahnung nicht überflüssig.

In dem Augenblick, wo wir mit den vorstehenden Worten unseren Bericht abgeschlossen hatten, kam uns Thomas Carlyle's "history of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the great" in die Hände; es bedarf vor dem Leser wohl keiner besondern Entschuldigung, wenn wir an diesen schon etwas lang gewordenen Aufsatz noch ein gedrängtes Nachwort über den neuesten britischen Geschichtschreiber Friedrichs des Großen anhängen.

Thomas Carlyle bedarf der Einführung in Deutschland nicht. Ein Schriftsteller von so reicher Begabung und einer in unsern Tagen seltenen Ursprünglichkeit, wird einem jeden Stoffe, und wäre es auch der allerbekannteste von der Welt, einen eigenthümlichen Reiz verleihen, schon weil er es ist, der darüber spricht. Das zwar, was Quintilian an dem großen Meister hellenischer Geschichtschreibung rühmt, das "densus et brevis et semper instans sibi" ist nicht Carlyles Weise; er liebt eine behäbige Breite, ergeht sich gern in weiten Digressionen und läßt seine eigene originelle Art überall so stark hervortreten, daß man häufig mehr Carlyle als die Geschichte liest, die er erzählen will. Den Eindruck werden die Leser seiner französischen Revolution, wie selbst seines Cromwell, der doch zum

*) Oeuvres XIX. 193.

großen Theil Urkundensammlung ist, gleichmäßig erhalten; wer die nüchterne und correcte Stetigkeit historischer Darstellung liebt, der mag bisweilen die Geduld verlieren; und doch wird man wieder nicht läugnen können, daß neben allen individuellen Wunderlichkeiten der geschichtlichen Lichtblicke genug zu finden sind, um auch den strengen Kritiker zu fesseln. Wie seltsam sich auch die Persönlichkeit des Autors bisweilen zum Stoffe stellen mag, seine ganze Weise ist doch echt und ursprünglich; Schulmäßiges und Conventionelles tritt Einem nirgends störend in den Weg, eher die regellose Unbändigkeit eines schriftstellernden Autodidacten.

Ueber deutsche Dinge zu schreiben sind aber wenige Briten so berufen, wie dieser Landsmann Macaulay's. Als warmer Verehrer unserer deutschen Literatur wird Carlyle nicht in die Gefahr kommen, unsere nationale Eigenthümlichkeit so verkehrt anzufassen, wie sein berühmter Vorgänger; vielmehr bringt er Verständniß genug und der Liebe zum Stoffe eine reiche Fülle mit. Bei ihm werden wir eher in den Fall kommen, bisweilen das Uebermaß des Wohlwollens abzulehnen, als gegen den prüden, bockbeinigen Hochmuth Protest einzulegen. Insofern kann man in Deutschland das Werk nur willkommen heißen; manch hartgesottenes britisches Vorurtheil zu widerlegen und der insularen Selbstgenügsamkeit von gar vielen Dingen, die sie nicht kennt, aber verurtheilt, einen deutlicheren Begriff beizubringen, überhaupt ein trefflicher Anti-Macaulay zu werden, dazu hat der Autor vollkommen das Zeug und wir können nur wünschen, daß sein Buch im eigenen Vaterland eine recht große Ausbreitung finde.

Aber so ganz leicht wird es nicht sein, mit diesem schweren Geschütz die Penny- und Eisenbahnliteratur zu verdrängen. Es hat den Anschein, als werde sich Carlyle in seiner Schilderung Friedrich's II noch mehr als gewöhnlich gehen lassen. Die fünf Bände der Tauchnitz'schen Ausgabe, die uns vorliegen, gehen gerade erst bis zur Thronbesteigung Friedrich's, und es ist nicht zu denken, daß er sich im folgenden mehr zusammennehmen wird. Er fängt freilich ab ovo an, schildert ein Stück Mittelalter, erzählt uns von den Hohenstaufen und von den Deutschrittern, läßt sämmtliche Kurfürsten des hohenzollernschen Hauses die Revue passiren und flicht dazwischen noch weitläu-

fige Digressionen und Zeitbetrachtungen ein — Alles nur zur Einleitung in die eigentliche Materie.

An fleißigen Nachsuchungen hat es der Autor dabei nicht fehlen lassen, aber man merkt ihm den Ausländer und Dilettanten doch an. Seine Mittheilungen klingen bisweilen wie unvergohrene Excerpte, seine Gelehrsamkeit erscheint manchmal wie eine umgestürzte Bibliothek. Er macht sich gar viel mit dem deutschen „Dryasdust" zu schaffen, der dem Cyclopen ähnlich wie ein „monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademtum" erscheint, und er ist weder höflich noch dankbar gegen die saure Arbeit dieses Vorgängers, ja wir sind auf manche unfreundliche Bemerkung gegen verdiente Forscher gestoßen, die vielleicht besser weggeblieben wäre, insoferne es immer etwas Peinliches hat, wenn der Darsteller für das große Publikum die gelehrte Forschung, sei sie auch noch so trocken und formlos, mit Geringschätzung behandelt. Auch ist nicht zu läugnen, daß mancher kleine Irrthum aus dem verachteten Dryasdust gut hätte berichtigt werden können. Dann ist die literarische Kenntniß des Autors ungleich; es begegnet ihm wohl, daß er ganz specielle Monographien über einen einzelnen Punkt kennt und citirt, während ihm anderes Bedeutende entgangen ist. Ueber die ältere Zeit z. B. ist doch seit Rentzsch's „Brandenburgischem Cederhain" und Köhler's „Münzbelustigungen" mancherlei Erwähnenswerthes erschienen; es scheint aber nicht, daß Carlyle von den Arbeiten G. W. Raumers, Riedels, Märkers, Droysens über die frühere brandenburgische Geschichte je Notiz bekommen hat. Des alten würdigen Grafen Bünau Geschichte Friedrich's I ist gewiß ein Werk, das auch heute noch sein Verdienst behält, aber es ist doch zu viel gesagt, wenn Carlyle es immer noch als das „express book" über Friedrich den Hohenstaufen bezeichnet. Seit Rentzsch und Köhler und Bünau ist gar Manches in der Forschung geschehen, was Erwähnung verdient und vielleicht auch von dem deutschen „Dryasdust" eine bessere Vorstellung beizubringen vermag, als die Antiquitäten, aus denen zum Theil Carlyle geschöpft hat.

Aber das Zeugniß ist man dem Autor überall schuldig, daß er nicht leicht und flüchtig gearbeitet hat. Es ist ihm um Wahrheit zu thun gewesen und er hat es sich sauer werden lassen; daß er so kritiklos wie Macaulay aus dem Wust alter Schmähschriften sein

Bild der Zeit geschöpft hätte, kann man ihm nicht nachsagen. Vielmehr gibt er sich alle Mühe, solch trübe Quellen in den Augen seiner Landsleute als das zu zeichnen, was sie sind, überhaupt über eine Menge von Dingen sie zu belehren, die ihnen wahrscheinlich neu oder doch nur unvollkommen bekannt sind. Es begegnet ihm z. B. nicht, von König Friedrich Wilhelm I eine Carricatur zu entwerfen, deren Lächerlichkeit im Grunde nur auf den Autor zurückfällt; der strenge, spartanische Mann hat vielmehr Carlyle's ganze Sympathie, und man kann an seiner Zeichnung eher aussetzen, daß sie in zu milden als zu grellen Strichen gehalten ist. Aber er faßt auch vollkommen richtig die sittliche und politische Bedeutung, die in dem Manne und seinem Regiment lag.

Erst im zweiten der uns vorliegenden fünf Bände kommt Carlyle zur Geschichte seines Helden, „the little Fritz" oder „the boy Fritzkin," wie er ihn in gemüthlicher Liebkosung nennt. Wir lernen den ganzen Hof des Vaters, die Dessauer und Grumbkow, das Tabakscollegium genau kennen und werden in die Erziehungsgeschichte des jungen Prinzen mit allem Detail eingeführt. Die doppelte Einwirkung auf Friedrich, die des Vaters, die ihn zurückstieß, und die französische Sprache und Sitte, der er sich willig hingab, der erste Keim der Zerwürfnisse, bis zu den britischen Heirathsprojekten und bis zur Flucht des Kronprinzen, das Alles wird mit behäbiger Breite, ja in manchen Parthien ausführlicher selbst als in den eingehendsten deutschen Erzählungen geschildert. Bald läßt er sich behaglich gehen und flicht reiche Excerpte aus den Quellen ein, bald verweilt er bei einzelnen Episoden, die ihm ein sittengeschichtliches Interesse gewähren, oder er behält Zeit genug zu einer anziehenden Abschweifung und zu einer Umschau über die gesammte europäische Politik. Wenn er seinen Helden nach Dresden führt, so gibt er zugleich im Kleinen ein Bild der Hof- und Sittenzustände der Zeit, und wenn er ihn durch das Reich begleitet, so verweilt er gern unterwegs, sei es in Coburg oder in Ansbach, oder im mecklenburgischen Mirow, um seine britischen Leser daran zu erinnern, daß Königinnen und Thronerben Großbritanniens aus diesen kleinen Ecken Deutschlands hervorgegangen sind. Und in dieser Weise verfolgt er die Geschichte seines Helden durch die trüben Tage der Gefangenschaft, durch Rheinsberg bis zu dem Mor-

gen nach der Thronbesteigung — alles mit sorgfältiger Kenntniß des Einzelnen und mit der Liebe zur Sache, aus welcher die rechte Wärme des Tones hervorgeht. Wir denken, die Engländer sind von W. Scott bis auf Macaulay's großes Werk daran gewöhnt, daß man in der Geschichte wie im historischen Roman sich nicht zu kurz zusammendränge; sie wird darum wohl die Ausführlichkeit nicht zurückschrecken, zumal für sie fast auf jedem Blatte Neues zu lernen und alter Wust aus den Köpfen zu bannen ist.

Wie Carlyle Friedrich den Großen fassen wird, läßt sich aus einigen trefflichen Sätzen der Einleitung erkennen. Er hinterließ die Welt, sagt er, gänzlich bankerott; verfallen in bodenlose Abgründe der Zerrüttung; er selber noch zahlungsfähig und mit einem Boden unter sich, der ihn und seine Sachen noch tragen konnte. Als er starb im Jahre 1786, ließ sich das gewaltige Phänomen, das man seitdem die französische Revolution genannt hat, bereits hörbar in den Tiefen der Welt vernehmen und rings um den Horizont ward es durch elektrische Blitze feierlich angekündigt. Seltsam genug, einer von Friedrich's letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf v. Mirabeau. Diese zwei sahen einander zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal, der Letzte von den alten Göttern und der Erste von den modernen Titanen — ehe Pelion auf den Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre schlechten mephitischen Dünste in vulkanischen Donner entladen hat. Auch dies ist eine von Friedrichs Eigenthümlichkeiten, daß er bis hieher der Letzte der Könige ist, daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt. Beendend für immer das Handwerk der Könige, denken Manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über das Königthum und über ihn.

Treffend hebt dann Carlyle hervor, wie die französische Revolution ihn eine Zeitlang im Gedächtniß der Menschen verschwinden ließ und, wie er nun wieder ans Licht kommt, er sich entstellt zeige „mit seltsamen Rinden von Schlamm überzogen". Das ist, sagt er, eine von den Schwierigkeiten dieser Geschichte; besonders wenn man an Beides glaubt, an die französische Revolution und an ihn, das heißt an Beides: daß wirkliches Königthum ewig unentbehrlich ist und

ebenso gelegentlich die Zerstörung des Scheinkönigthums, übrigens ein schrecklicher Proceß.

Verdunkelt ward Friedrichs Andenken eine Zeitlang durch das Titanenhafte der Revolution und ihres imperatorischen Nachspiels. In feiner Ironie zieht Carlyle die geläufige Bewunderung durch, womit man geraume Zeit die bramarbasirenden Marschälle begleitet hat „mit ihren dichten Backenbärten, ihren mächtigen Kehlen und mit solchen Massen von Menschen und Schießpulver zu ihrer Verfügung, wie nie zuvor. Wie sie brüllten, einherschritten und polterten, den Donner Jupiters zum Erstaunen nachmachend.“ Nun, meint Carlyle, habe sich das etwas gelegt; er hofft die Zeit werde kommen, wo man einsehen werde, daß es große Könige vor Napoleon gegeben, und eine Kriegskunst, gegründet auf Wahrhaftigkeit, menschlichen Muth und Einsicht — „not upon Drawcansir rodomontade, grandiose Dick-Turpinism, revolutionary madness, and unlimited expenditure of men and gunpowder.“

Mit Grund beklagt es der britische Geschichtschreiber, daß Preußen selbst noch keine genügende Schilderung des Mannes hervorgebracht habe, aber er fügt auch gleich die viel begründetere Klage hinzu, daß es in Frankreich und England noch viel schlimmer sei. Es herrsche da, sagt er, eine ungeheure Unwissenheit sogar über die gewöhnlichen Thatsachen von Friedrichs Leben, und es seien Urtheile und Meinungen im Gang, von denen man eben nur sagen könne, daß sie auf Unwissenheit beruhten. In England z. B. existirten nur zwei notorische Ueberlieferungen über ihn. Einmal sei es, seit Georg II die Partei Maria Theresia's ergriff und Friedrich die entgegengesetzte, im Parlament und in den Zeitungen eine ganz ausgemachte Sache gewesen: daß Friedrich ein Räuber und Bösewicht sei. Dann aber, als er mit England verbündet gewesen und das große Drama des siebenjährigen Krieges sich entwickelt, da hätten sich Georgs Parlament und seine Zeitungen über einen zweiten Punkt geeinigt: daß es einer der größten Soldaten gewesen, die je gelebt. Dies zweite Attribut — setzt Carlyle mit verständlichem Seitenblick auf den berühmten Landsmann hinzu — räumt der britische Schriftsteller seitdem vollkommen ein, aber er fügt gleichwol in lockerer Weise die Eigenschaft des Räubers zu, und stellt sich einen königlichen „Dick Tur-

pin" vor, von der Art, die in Review-Artikeln und in Abhandlungen über den Fortschritt der Menschheit geläufig ist, und betitelt dann das "Friedrich," sehr bemüht neues Geplauder lügenhafter Anecdoten, falscher Kritiken und hungriger französischer Memoiren zu sammeln, die ihn in dieser unmöglichen Auffassung bestätigen sollen.

Carlyle dagegen versichert, daß gerade Eines an Friedrich ihn vorzugsweise anzog und beim Stoffe festhielt: die Realität des Mannes, der nichts vom Scheinmenschen an sich hatte und nie versucht war, nach Schwindler Art mit den Realitäten umzugehn. "Wie dieser Mann, sagt er, noch dazu von Beruf ein König, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm und es dahin brachte, kein Lügner und kein Charlatan zu sein, wie es sein Jahrhundert war, das verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und mag stillschweigend seine didaktische Bedeutung haben."